Ausgabe Nr. 67 (1/2017) · Adar/Nissan 5777 · € 4,50 · www.nunu.at

Erwin Steinhauer: Jüdischkeit, Widerstand, Kunst

Bezahlte Anzeige

MEIN WIEN NACHRICHTEN

Mann mit Hund im Kindergarten gesichtet!

Der Kindergarten, in dem Jochen G. mit Kelly schon mehrfach gesichtet wurde.

Ist es nicht merkwürdig? Was in den Schlagzeilen steht, wirkt schnell negativ.
Dabei ist Jochen G. (Name der Redaktion bekannt) mit seiner Hündin „Kelly" in Kindergärten ein gern gesehener Gast. Als Freiwilliger beim Therapiebegleithunde-Programm bringt er Kindern den Umgang mit Tieren bei und vermittelt ihnen, wie man sich gegenüber fremden Hunden verhält. **Wir finden, das ist auch eine Schlagzeile wert.**
Für seine ehrenamtliche Tätigkeit hat Jochen übrigens eine Ausbildung als Hundeführer mit Therapiebegleithund absolviert, die jedem Hundebesitzer und jeder Hundebesitzerin mit gutmütigem Tier offensteht. Wäre das vielleicht auch etwas für Sie?

ACHTUNG: Wenn Sie diesen Hund sehen, sollten Sie ihn umgehend loben.

Jochen G. mit Hund Kelly

FREIWILLIG FÜR WIEN
>> ENGAGIEREN << AUCH SIE SICH!

Eine starke Zivilgesellschaft für ein starkes Wien.

Möchten auch Sie sich engagieren?
Dann schauen Sie auf
www.freiwillig.wien.at

StaDt Wien

Kommt die Gegen-Säkularisierung?

© MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

Jude, was ist das?

Es gibt verschiedene Antworten darauf, wer ein Jude ist. Nach den Regeln der jüdischen Religion sind es Menschen, deren Mutter Jüdin ist. Die Feinde der Juden hingegen geben eine ganz andere Antwort. Vom früheren Bürgermeister von Wien und glühenden Antisemiten Karl Lueger ist der Satz überliefert: „Wer ein Jud' ist, bestimm i'". In dieser Tradition erfanden später die Nationalsozialisten eine eigene Skala des Jüdisch-Seins, die auf eine angebliche rassische Zugehörigkeit abzielte. Von Religion war hier keine Rede. Eine dritte Position sind Menschen, die sich als Juden verstehen, egal ob sie eine jüdische Mutter haben oder nicht. Sie gehören einer verfolgten Familie an und ziehen daraus einen politischen Auftrag. Und sie verstehen sich als Teil der jüdischen Kultur.

Orthodoxie im Vormarsch

Diese autonome Form des Jüdisch-Seins und auch der Beitritt via Religion werden in letzter Zeit immer mehr erschwert. Der Grund dafür sind Entwicklungen in Israel. Das Land hat die Trennung von Staat und Religion nie wirklich geleistet. Das hat lange Zeit keine Rolle gespielt, weil der Einfluss der Strenggläubigen unwesentlich war. Im Vordergrund standen die Gepflogenheiten einer entwickelten Demokratie westlichen Zuschnitts, die es ihren Bürgern ermöglichte, mit einigen Einschränkungen, Stichwort Nicht-Anerkennung von Zivilehen, ein Leben nach ihren Vorstellungen innerhalb des Rechtssystems zu gestalten. Das ändert sich jedoch seit einigen Jahren. Es ist in Israel heute eine Regierungsbildung ohne die Orthodoxie nicht mehr möglich. Zu groß ist die Zahl der streng Religiösen – und sie wächst dynamisch, weil die Geburtenrate dieser Gruppe die aller anderen weit übersteigt.

Das neue Machtverständnis der Politiker aus dem orthodoxen Umfeld beginnt sich seit einiger Zeit auch auf Juden außerhalb Israels auszuwirken. Bisher war es mit einigen Anstrengungen möglich, auch ohne jüdische Mutter ein von der Gruppe der Religiösen anerkannter Jude zu werden. Dazu musste man bei einem örtlichen Rabbiner Lehrgänge besuchen und das Bekenntnis zu einer religiösen Lebensführung glaubhaft machen. Seit einiger Zeit anerkennen führende israelische Rabbiner solche Konversionen nicht mehr ohne weiteres. Der bekannteste Fall ist jener von Ivanka Trump. Ihr verweigerte eine rabbinische Vorinstanz aus Israel trotz Übertritts in den USA die Anerkennung als Jüdin. Diese enge Auslegung könnte zu einem ernsten Konflikt mit den für Israel so wichtigen amerikanischen Juden werden.

Politische Juden

Was muss uns das in Österreich interessieren? Es gibt hier viel mehr Menschen, die sich als Juden verstehen, als Mitglieder der jüdischen Religion. Das ist nicht nur das Erbe der Luegers und des Nationalsozialismus, die uns klargemacht haben, dass wir einer Schicksalsgemeinschaft angehören, sondern auch der Aufklärung (Stichwort: Moses Mendelssohn), die der europäischen Kultur des 20. Jahrhunderts nicht unbedeutende „jüdische" Züge verliehen hat. Wer die Botschaft verstanden hat, weiß, dass er gegen Diskriminierung, Rassenhass und Xenophobie eintreten muss. Wir sind Juden und lassen uns das von Orthodoxen auch nicht untersagen.

Auch viele Mitglieder der Israelitischen Kultusgemeinde gehören dieser Gruppe an, die man als „politische Juden" bezeichnen könnte. Bereits mit der Wahl Waldheims, insbesondere aber, als die schwarz-blaue Regierung im Jahr 2000 antrat, gab es viele, die sich neu in die Gemeinde einschreiben ließen, um ein Zeichen zu setzen. Neuerdings aber und ganz im Einklang mit den Entwicklungen in Israel müssen wir politische Juden uns die Frage stellen, ob wir tatsächlich mit der IKG die richtige Vertretung haben.

Dazu muss man sich vergegenwärtigen, dass die IKG laut „Israelitengesetz" nichts als eine „anerkannte Religionsgemeinschaft" ist. Keine Rede von einer Vertretung der nichtreligiösen Juden. Haben wir uns also in der falschen Institution organisiert? Sind wir mit unseren politischen Anliegen überhaupt vertreten? Bisher konnte man einigermaßen den Eindruck haben, dass die Führung der IKG auch die weltlichen Angelegenheiten in einem Geist behandelte, der uns alle vereint: Gegen Unrecht in der Gesellschaft, für Demokratie, für einen jüdischen Beitrag, der aus den Lehren der Geschichte resultiert.

Jetzt aber hat sich einiges geändert. Die Führung der IKG scheint ganz wie die Regierung in Israel der Orthodoxie das Gesetz des Handelns zu überlassen. Wer nichtreligiöse Juden vor ein Rabbinatsgericht zitiert, wie es tatsächlich kürzlich in Wien geschehen ist, hat sich vom Grundkonsens verabschiedet, dass die Kultusgemeinde eine Vertretung aller, auch der politischen Juden ist. Es ist anzunehmen, dass sich dieser Trend verstärken und die IKG zunehmend zu einer reinen Religionsgemeinschaft mutieren wird.

Es scheint mir für alle, die sich dann nicht mehr vertreten fühlen können, die Zeit gekommen, nach Lösungen zu suchen. Wir, die nichtreligiösen Juden, müssen uns organisieren, sei es innerhalb der Gemeinde oder außerhalb, um nicht zu Handlangern einer orthodoxen Splittergruppe innerhalb des Judentums zu werden. In dieser Gruppe werden dann auch alle jene politischen Juden Platz finden, die auf keine jüdische Mutter, jedoch auf ein Bewusstsein im jüdischen Geist verweisen können. *nu*

Allen religiösen und nichtreligiösen Juden und allen anderen Freunden rufe ich zu:

Pessach sameach!
Ihr Peter Menasse, Chefredakteur

©JMW/SONJA BACHMAYER

WIR TRAUERN UM

Ari Rath, der als Arnold Rath im Jahr 1925 in Wien geboren wurde. In seiner Autobiografie *Ari heißt Löwe*, die 2012 erschien, schrieb er: „Wir waren eine typische moderne jüdische Familie der dreißiger Jahre in Mitteleuropa. Mein Vater hatte sich bereits vollständig an die westeuropäischen Werte und Gebräuche angepasst, obwohl er ursprünglich aus einer angesehenen Rabbinerfamilie stammte." Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde die Familie in alle Richtungen zerstreut. Ari und sein Bruder Max konnten mit Hilfe der Jugend-Alija nach Palästina auswandern. In Israel wurde Ari Rath Journalist, Publizist und Friedensaktivist. Zwischen 1975 und 1989 war er Chefredakteur und Herausgeber der *Jerusalem Post*. Im Jahr 2005 nahm Rath neben der israelischen auch wieder die österreichische Staatsbürgerschaft an. Ein Interview über Ari Raths Jugend in Wien, seine Flucht vor den Nazis nach Palästina und die politische Verantwortung Österreichs ist Teil der Dauerausstellung des Jüdischen Museum Wien.

WIR GRATULIEREN

Peter Morgan zur Verleihung des Golden Globes 2017 für *Die Krone* als die beste Serie. Sie widmet sich dem Leben der jungen britischen Königin Elisabeth II. ab ihrer Hochzeit im Jahr 1947. Weitere Staffeln sollen bis in die Gegenwart führen, wobei jede Staffel jeweils ein Jahrzehnt ihres Lebens umfassen soll. Mit einem Budget von bis zu 80 Millionen US-Dollar für die Staffel eins ist die Serie das bis heute teuerste Projekt auf Netflix.

© MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

WIR EMPFEHLEN

das Buch *Tiere für Fortgeschrittene* von Eva Menasse. Jahrelang hat die **NU**-Autorin Tiermeldungen gesammelt, die ihr etwas über menschliche Verhaltensweisen verraten haben. Raupen, die sich ihr eigenes Grab schaufeln, Haie, die künstlich beatmet werden, Enten, die noch im Schlaf nach Fressfeinden Ausschau halten, Schafe, die ihre Wolle von selbst abwerfen. Jede von Eva Menasses Erzählungen geht von einer kuriosen Tiermeldung aus, widmet sich jedoch der Spezies Mensch. (Verlag Kiepenheuer&Witsch)

WIR LESEN

Fürchtet euch und folgt uns. Die Politik der Populisten von Michael Laczynski. Der EU-Korrespondent der Tageszeitung *Die Presse* in Brüssel und **NU**-Autor zeigt darin, wie Populisten Ängste nutzen, um auf Stimmenfang zu gehen, wer die Menschen sind, die ihnen vertrauen, und was gegen ihre Politik unternommen werden kann. Die Reise führt von London über Paris und das Brüsseler Europaviertel bis in die Ghettos von Kopenhagen und die Vororte von Warschau. (Kremayr & Scheriau)

UNS INTERESSIERT

der Dokumentarfilm *Auf Ediths Spuren* von Peter Stephan Jungk. Er erzählt die wahre Geschichte der österreichischen Fotografin und KGB-Spionin Edith Tudor-Hart, die maßgeblich daran beteiligt war, dass Russland kurz nach dem Zweiten Weltkrieg in den Besitz der Atombombe kam.

© FAMILIE SUSCHITZKY

Tudor-Hart war Peter Stephan Jungks Großtante. Der Schriftsteller und Filmemacher versucht den verborgenen Bereichen ihres Lebens, von denen selbst ihr nahestehende Menschen nichts wussten, auf die Spur zu kommen – in Österreich, Großbritannien und Russland.

UNS GEFÄLLT

das Internationale Technik Summercamp BIG IDEA in Israel. Hunderte von Kindern und Jugendlichen aus der ganzen Welt (über 40 Länder) kommen jeden Sommer nach Israel, um ihr technisch-fachliches Können in

© BIG IDEA

mehr als 30 verschiedenen Workshops, von Unternehmertum und Innovation bis zu Computertechnik und Design, auszubauen. Sie erlernen neue Fähigkeiten und erwerben im Camp nicht nur neues, wertvolles Werkzeug für das Leben, sondern auch gleichgesinnte Freunde aus der ganzen Welt.

WIR STELLEN VOR

Die Redaktionshündin Nunu. Sie kann man auf Facebook bewundern: www.facebook.com/HundNUNU/

© NU

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für
Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.500
Nächste Ausgabe: Juni 2017

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

KONTAKT
Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG
IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM
NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 15,–
Europäische Union: Euro 20,–
Außerhalb der EU: Euro 25,–

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN
office@nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM
Richard Kienzl (Artdirector), Peter Menasse
(Chefredakteur), Vera Ribarich (Lektorat)
Ida Salamon (Chefin vom Dienst)

TITELBILD
© Milagros Martínez-Flener

SATZ & LAYOUT
Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1,
1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK
Wallig Ennstaler Druckerei
und Verlag Ges.m.b.H.
Mitterbergstrasse 36, 8962 Gröbming

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ
Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches
Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfgasse 3
Obmann: Martin Engelberg
Obmannstellvertreterin: Danielle Spera
Kassiererin: Ida Salamon

Grundsätzliche Richtung:
NU ist ein Informationsmagazin für Juden in
Österreich und für ihnen nahestehende, an
jüdischen Fragen interessierte Menschen.
NU will den demokratischen Diskurs fördern.

© STARPIX/PICTUREDESK.COM

Eric Pleskow Seite 10

© ABIR SULTAN/EPA/PICTUREDESK.COM

Branko Lustig Seite 36

Leitartikel

Kommt die Gegen-Säkularisierung? 3

Aktuell

Interview mit dem Höchstrichter aus Michigan, Richard H. Bernstein 6

Eric Pleskow über sein bewegtes Leben und jüdische Identität 10

Unterwegs mit

Ausnahmekünstler Erwin Steinhauer 14

Nachruf

David Rubinger, der bedeutenste Fotograf Israels 20

Nahost

Bericht über den „Jewish Media Summit“ 22

Gegendarstellung 26

Nahost

„Der Sechstagekrieg in Wort und Bild“ 29

Was sind Alt-Oberösterreicher? Was ist Erinnern? 32

F-35 – der Kampfflieger der Zukunft 34

Zeitgeschichte

Oscarpreisträger Branko Lustig – von Auschwitz nach Hollywood 36

Entwurzelt, vergessen: Leo Perutz im Exil 40

Jüdisches Leben

Danielle Spera hat Fredi Brodmann in New York getroffen 42

Warum das Café Kafka so erfolgreich ist 46

Die Historikerin Fania Oz-Salzberger im Interview 48

Alexander Zemlinsky – ein Künstler mit Adelsprädikat 51

Jazz-Pianist Leonid Chizhik 52

Esma Redžepova, die Grande Dame der Roma-Musik 54

Standards

Rätsel 45

Engelberg 56

In eigener Sache 57

Autoren 58

Dajgezzen & Chochmezzen 59

Trump musste nie kämpfen

Richard H. Bernstein, seit 2015 Richter am Höchstgericht des US-Bundesstaates Michigan, kam blind auf die Welt. Er hat eine Mission: Die Welt für Menschen mit und ohne Behinderung besser zu machen. *Danielle Spera* hat Richard Bernstein in Wien getroffen.

FOTOS: MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

NU: Richter Bernstein, woher kam Ihre Familie in die USA?

Bernstein: Meine Vorfahren stammen, glaube ich, aus Deutschland, aber wir sind schon lange in Detroit verwurzelt, meine Eltern, Großeltern, auch meine Urgroßeltern. Wir lieben diese Stadt und ihre Community. Ich bin Jude, aber nicht praktizierend, doch ich habe eine leidenschaftliche Verbindung zu Gott. Ich glaube daran, dass alle Dinge, die uns passieren, einen Grund haben und in Wirklichkeit auch immer alles gut ausgeht, obwohl man vielleicht, während etwas passiert, nicht daran glauben kann. Das ist die Natur des Lebens.

Detroit hat viele Hochs und Tiefs erlebt, die Krise der Autoindustrie, und jetzt kommt wieder ein Aufschwung.

Es ist eine wunderbare Stadt, mit Menschen, die daran gewöhnt sind, hart zu arbeiten. Eine Industriestadt. Die Stadt hat sich gut erholt. Es gab Ups and Downs, wie auch im Leben, die Stadt war bankrott, derzeit erlebt sie einen Höhenflug.

Detroit und Trump: Wie sieht man in Ihrer Stadt den neuen Präsidenten?

Ich muss hier in meiner Eigenschaft als Höchstrichter antworten und nicht als Privatperson, daher werde ich einen Vergleich mit der Lebenserfah-

„Ich glaube daran, dass alle Dinge, die uns passieren, einen Grund haben und in Wirklichkeit auch immer alles gut ausgeht, obwohl man vielleicht, während etwas passiert, nicht daran glauben kann. Das ist die Natur des Lebens."

rung eines Menschen anstellen: Je mehr Herausforderungen und schlimmen Erfahrungen sich ein Mensch in seinem Leben stellen musste, desto mehr Dankbarkeit für das selbst Erreichte und Mitgefühl für Schwierigkeiten anderer Menschen wird er empfinden. Dies gilt besonders dann, wenn man Entscheidungen zu treffen hat, die Auswirkungen auf das Leben anderer Menschen haben. Wenn wir uns jemanden wie Trump ansehen, dann erkennen wir, dass seine Lebenserfahrung nicht so geprägt ist. So wie er aufgewachsen und sozialisiert ist, konnte er keine Empathie, Sensibilität oder Verständnis für die Schwierigkeiten oder Härten entwickeln, die das Leben vieler Menschen beeinflussen. Er musste nie um etwas kämpfen, Mühsal oder Not hat er nie gekannt. Vermutlich fehlt ihm deshalb das Einfühlungsvermögen oder die Einsicht, auf andere Menschen einzugehen. Er hatte ein leichtes Leben, das heißt aber nicht, dass er ein glücklicher Mensch ist. Der Anlass, weshalb ich hier in Wien bin, ist die Zero-Project-Konferenz der UNO. Hier haben wir die Schicksale von Menschen besprochen, die unter enorm schwierigen Bedingungen leben. Sie meistern ihr Leben vorbildlich und sind obendrein noch warmherzig und frohen Mutes, denn sie wissen zu schätzen, dass ihrem Leben Sinn gegeben wurde. Diese Lebenserfahrung kann einen Menschen besser machen, Trump hat das sicher nicht.

Wir sind jeden Tag von neuem erstaunt, mit welchen überraschenden Schritten Trump aufhorchen lässt.

Sie sprechen mit einem „sogenannten" Richter – so hat Trump unseren Berufsstand bezeichnet. „Checks and Balances" ist das Grundprinzip der Vereinigten Staaten. Die Judikative wird eine enorm wichtige Rolle in der weiteren Entwicklung einnehmen. Richter in den USA müssen täglich weitreichende Entscheidungen treffen, die das Leben einzelner oder auch vieler Menschen betreffen – manchmal auch Entscheidungen über Leben und Tod. Wir Richter haben eine dicke Haut, wir sind den Umständen gewachsen und werden die Kritik des Präsidenten leicht verkraften. Wenn ich Urteile schreibe, dann beeinflusst dies das Leben von elf Millionen Menschen im Bundesstaat Michigan. Daher sind wir in der Lage, dem Präsidenten Paroli zu bieten und werden seine eigenwilligen Entscheidungen ausbalancieren. Für uns ist das mehr oder weniger „Business as usual".

Wohin wird das führen?

Lassen Sie mich das folgendermaßen beantworten: Die Amerikaner sind ein großes und gutes Volk, ich liebe meinen Bundesstaat Michigan und die Bevölkerung. Um das Amt, das ich innehabe, zu bekleiden, muss man vom Volk gewählt werden. Warum sage ich das: Ich musste das ganze Land bereisen, ich war in jeder Stadt, in jedem Dorf, habe alle Fabriken besucht und die unterschiedlichsten Menschen getroffen. Es war enorm zeitaufwändig. Als Kandidat kann man entscheiden, welche Auswirkungen man auf das Land und seine Bevölkerung haben möchte. Das sind übrigens sehr jüdische Fragen: Warum sind wir hier und was können wir besser machen. Das ist unsere Aufgabe, wie können wir die Welt verbessern. Wahlen sind das perfekte Mittel dafür. Leider auch für das Schlechte. Der Kandidat hat es in der Hand.

Was hat Sie bewogen, sich dieser Wahl zu stellen?

Ich habe mich entschlossen zu kandidieren, weil ich wollte, dass die Menschen ihre Perspektive auf Behinderte ändern. Ich wollte ihre Vorstellung von blinden Menschen und Behinderten ganz allgemein zum Positiven verändern und so die Lebensqualität von Menschen mit Behinderung verbessern. Durch meine Kandidatur haben viele Menschen erstmals mit einem Blinden zu tun gehabt. Ich wollte mit ihnen eine positive Verbindung herstellen. Und die Bevölkerung von

Danielle Spera im Gespräch mit Richard Bernstein

„Je mehr Herausforderungen und schlimmen Erfahrungen sich ein Mensch in seinem Leben stellen musste, desto mehr Dankbarkeit für das selbst Erreichte und Mitgefühl für Schwierigkeiten anderer Menschen wird er empfinden."

Michigan hat einem blinden Menschen ein so hohes Amt anvertraut. Das ist eine starke Botschaft. Das war noch ein Schritt mehr in Richtung Inklusion und Gleichheit, als es bisher der Fall war.

Für Sie war es ein weiter Weg. Als Sie Ihr Studium abschlossen, hat Ihnen niemand einen Arbeitsplatz gegeben, trotz hunderter Bewerbungen, heute sind sie Oberster Richter.

Ja – und das ist etwas, das Donald Trump fehlt, die bitteren Erfahrungen im Leben, die Herausforderungen des Lebens. Wenn er das gehabt hätte, wäre sein Benehmen anders, er hätte sicher mehr Respekt.

Hat Ihr Judentum je eine Rolle gespielt?

Juden sind in den USA sehr gut in die Gesellschaft integriert. Mit meinem Namen stand immer außer Zweifel, woher ich komme. Bernstein klingt geradezu wie eine Werbung für das Judentum. Ich liebe Amerika, aber Juden dürfen nie vergessen, dass sie, wenn sie in einem Land als Minderheit leben, immer danach streben sollen, ein vorbildliches und makelloses Leben zu führen, speziell wenn man ein hohes Amt übertragen bekommt. Im mittleren Westen, wo ich kandidiert habe, war es für die Menschen auf dem Land etwas Außergewöhnliches, einem jüdischen Kandidaten zu begegnen. Mein Credo ist, mein Bestes zu geben. Nun bin ich für acht Jahre gewählt und reise weiterhin durch Michigan, weil ich finde, ich bin es den Menschen, die mich gewählt haben, schuldig. Ich möchte mit ihnen in Verbindung bleiben und als Jude einen perfekten Eindruck hinterlassen. Ich glaube fest daran, dass wir eine Verpflichtung haben, uns von unserer besten Seite zu zeigen.

Haben Sie jemals Antisemitismus erlebt?

Nein. Meine Behinderung war die große Herausforderung. Dass ich Jude bin, war dann vermutlich zweitrangig.

„Mein Credo ist, mein Bestes zu geben, ich bin es den Menschen, die mich gewählt haben, schuldig."

Wirkt es sich irgendwie aus, dass Trump auch jüdische Familienmitglieder hat?

Sicher nicht. Man kann ungehöriges Verhalten niemals damit entschuldigen, nach dem Motto: Ich darf das, ich habe eine jüdische Tochter und einen jüdischen Schwiegersohn. Das wäre, als hätte man einen behinderten Menschen in der Familie und würde daraus das Recht ableiten, sich gegenüber Behinderten unfair zu verhalten.

Was bedeutet Trumps Präsidentschaft für Israel?

Ich bin sechsmal im Jahr in Israel und berate dort die Armee im Umgang mit behinderten jungen Menschen und deren Integration in die Streitkräfte. Das ist ein großartiges Programm. Es gibt Behinderte, die in die Armee wollen. Dadurch, dass ich so stark in Israel involviert bin, betrachte ich das Land natürlich anders. In den USA leben wir ein sehr komfortables Leben, in Frieden. Daher finde ich es unangebracht, wenn wir aus unserer bequemen Position heraus einem Land Ratschläge geben, das ständig in einem Bedrohungszustand leben muss. Jeder, der das kritisiert, soll einmal in Israel leben. Ich unterstütze alles, was Israel tut, um das eigene Überleben zu sichern. Israel hat es geschafft, eine bemerkenswerte Gesellschaft aufzubauen, eine boomende Wirtschaft und eine revolutionäre Technologie zu entwickeln und trägt zum Fortschritt im Leben der Menschen in aller Welt bei. Daher können wir den Menschen in Israel vertrauen, dass sie das Land gut verwalten.

In Europa wird das teilweise ganz anders gesehen.

Auch hier geht es um das Thema Erfahrungen. Die Israelis können nach ihren Erfahrungen besser urteilen als wir aus der Distanz. Ich treffe immer wieder auch mit Opfern von Terroranschlägen zusammen. Das sind Menschen, die völlig fit waren – und plötz-

„Israel hat es geschafft, eine bemerkenswerte Gesellschaft aufzubauen, eine boomende Wirtschaft und eine revolutionäre Technologie zu entwickeln und trägt zum Fortschritt im Leben der Menschen in aller Welt bei.“

„Laufen ist für mich essenziell. Es verbindet mich eher mit Gott als der Besuch in einer Synagoge.“

lich fehlen ihnen Gliedmaße, Arme oder Beine, sie müssen erst lernen, mit einer Behinderung zu leben. Ich habe so ein leichtes Leben, denn ich bin kein Terroropfer. Ich arbeite mit ihnen, wie sie ihre nächsten Schritte in diesem neuen Leben als Behinderte machen. Ich versuche, sie neu in die Gesellschaft zu integrieren. Sehr hart war die Arbeit mit Frauen, deren Kinder bei Terroranschlägen getötet worden sind. Diese Frauen haben ihre Kinder vor ihren Augen sterben gesehen. Viele dieser Frauen sagten zu mir: „Sie sind genau wie mein Sohn.“ Ich fragte mich, wie können so viele Frauen das sagen? Die Antwort der Sozialarbeiterin war: „Diese Frauen sehen in Ihnen einen jungen, glücklichen, gesunden Mann voller Energie. So hätten sie ihre Kinder gesehen, wenn sie älter geworden wären.“ Die Kinder waren aber schon als kleine Kinder getötet worden.

Und die palästinensischen Opfer?

Noch einmal: Israel muss selbst entscheiden, was es tut. Ich finde nicht, dass Israel unmoralisch handelt. Bei der UNO-Konferenz, die ich gerade in Wien besuchte, hat Israel seine Technologie zur Hilfe für Behinderte vorgestellt. Es ist unglaublich, was dort für Menschen mit Beeinträchtigung geschieht. Eine App beispielsweise, die Blinden jeden Text vorliest, viele Dinge, die Behinderten das Leben erleichtern.

Sie arbeiten sehr intensiv, 15 Stunden pro Tag, und Sie sind 18 Marathons gelaufen, wie machen Sie das?

Laufen ist für mich essenziell. Es verbindet mich eher mit Gott als der Besuch in einer Synagoge. Ich könnte das Gebetbuch in Brailleschrift lesen, aber das stellt keine Verbindung her. Die sportliche Herausforderung ist für mich meine persönliche Verbindung mit Gott. Es ist leicht, wenn es einem gut geht, sich mit Gott im Einklang zu befinden. Ich hatte einen schweren Unfall, als ich vor fünf Jahren allein im Central Park unterwegs war. Ein Fahrradfahrer hat mich mit hoher Geschwindigkeit niedergefahren. Danach war ich zehn Wochen im Spital. Seitdem bin ich unter größten Schmerzen drei Marathons gelaufen. Das war meine größte Herausforderung, doch ich habe dadurch meine Verbindung mit Gott gefunden.

Im Leben gibt es zwei Kategorien von Menschen: Jene, die ihr ganzes Leben lang kämpfen müssen, und andererseits Menschen, denen immer alles glückt und die alles haben. Ich hatte beides: Ich musste gegen Vorurteile kämpfen, hatte aber gleichzeitig eine Einbettung in eine liebevolle Familie mit einem guten finanziellen Hintergrund. Das hat mir unglaublich viel Kraft gegeben. In den USA sind 85 Prozent aller blinden Menschen arbeitslos, und zwar nicht deshalb, weil sie nicht hart arbeiten können oder wollen. Ich hatte das große Glück, dass ich in gute Schulen gehen und eine wunderbare Ausbildung genießen konnte, sonst würde ich unter die 85 Prozent fallen. Meine Familie ist sehr optimistisch, voll Energie und Begeisterung für das Leben und hat immer zu mir gehalten. Sie wussten, dass ich alles erreichen kann, wenn ich mich anstrenge. Ich arbeite ununterbrochen, meine Mitarbeiter lesen mir vor und ich muss alles in meiner Erinnerung behalten. Wenn ich reise, lesen sie mir über Skype vor, das geht nur, weil ich meinen Glauben habe.

Sie reisen viel, wie ist das möglich?

Das ist nur möglich, weil ich all mein Geld für die Reisen ausgebe. Nach Israel oder jetzt zur Konferenz nach Wien. Als Richter darf man sehr viel, allerdings darf man niemals Geld annehmen, also zum Beispiel Honorare für meine Reden oder für Auftritte.

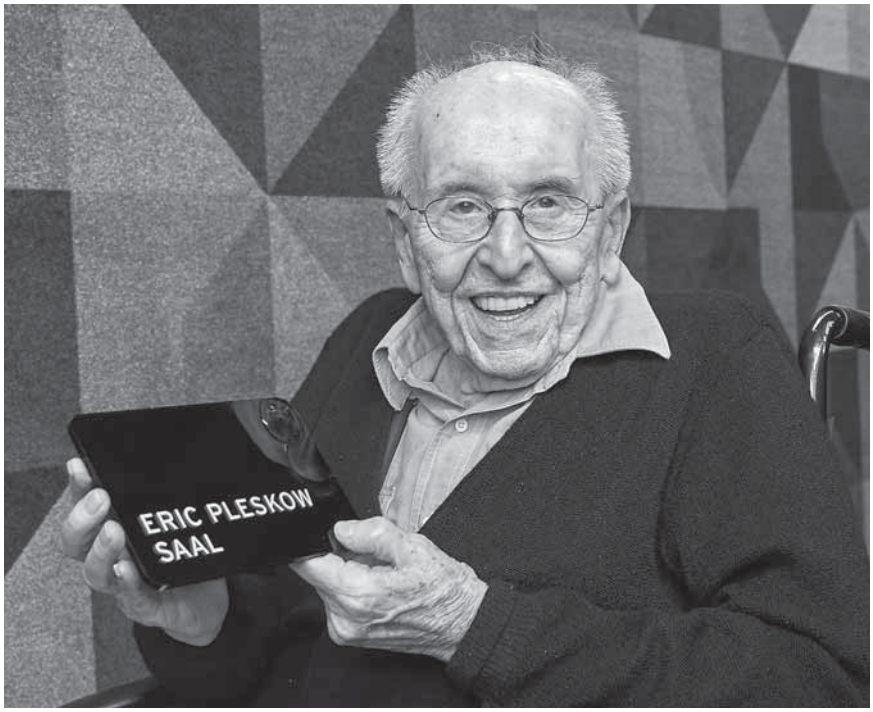
Ich glaube, Sie hätten Ihre Karriere auch ohne den finanziellen Background Ihrer Familie geschafft.

Vielleicht, aber es wäre sicher viel schwieriger gewesen. Ich bin jetzt 43, vielleicht werde ich 100, ich hoffe, dass meine gesammelten Flugmeilen noch so lange ausreichen. *nu*

Wien, ich komme!

Eric Pleskow, 92, heißt *NU* in seinem Apartment willkommen: Es ist Teil eines komfortablen Retirement Homes im US-amerikanischen Stamford, Connecticut. Vom Bücherregal grüßen einige der Oscars, die Pleskow in seiner höchst erfolgreichen Karriere als Filmproduzent für Klassiker wie „Amadeus“ oder „Einer flog übers Kuckucksnest“ gewinnen konnte. „Der Schiefe ist der ‚Rocky‘“, klärt Pleskow den Gast über einen verbogenen Academy-Award auf, „der is’ meiner Tochter runtergefallen.“ Und dann spricht der Viennale-Präsident in bestem Wienerisch eine Stunde lang aufgeräumt über sein bewegtes Leben, jüdische Identität sowie aktuelle politische Fragen.

VON ANATOL VITOUCH



© STARPIX/PICTUREDESK.COM

NU: Herr Pleskow, wie geht es Ihnen?

Pleskow: Naja, wie’s einem halt so geht in meinem Alter: Ich kann mich nicht beklagen, auch wenn mir vor einiger Zeit ein Bein amputiert wurde. Der Fuß ist weg, sonst läuft es nicht schlecht. Natürlich fresse ich Pillen wie deppert, aber offenbar funktioniert’s.

Sie sind nach wie vor Präsident der Viennale, die Sie zuletzt 2015 besucht haben. Wie sieht es für 2017 aus?

Ja, 2015 war meine Betreuerin mit mir in Wien, alleine kann ich nicht mehr reisen. Wenn es mir so geht wie jetzt, werde ich 2017 wieder nach Wien kommen, weil Hans Hurch sein letztes Jahr als Chef der Viennale hat. Ich habe zur selben Zeit begonnen wie er, das ist jetzt fast zwanzig Jahre her. Ich hab’ damals gefragt, was muss ich da machen, und man hat mir gesagt: eigentlich nix. Na, hab ich gesagt, dann mach ich’s.

Hat Ihnen damals Hans Hurch selbst die Präsidentschaft angetragen?

Nein, das war Peter Marboe, der damalige Kulturstadtrat. Vermittelt wurde das durch Gaby Flossmann, die mich ja überhaupt erst nach Wien zurückgebracht hatte. Ich wollte von Wien eigentlich nichts mehr wissen. Sie sagte mir: Das ist jetzt eine andere Generation, das sind ganz andere Menschen – und ich muss sagen, sie hatte recht. Auch wenn es jetzt gerade politisch wieder sehr mulmig wird, aber nicht nur in Österreich, hier in den USA ja genauso.

Haben Sie damit gerechnet, dass Trump die Präsidentschaftswahlen gewinnt?

Ich hätte nie gedacht, dass in der heutigen Zeit, wo es so viele Möglichkeiten zu Bildung und Information gibt, so viele Menschen so vertrottelt sind. Man kann ihnen alles Mögliche erzählen, was überhaupt nicht stimmt, und sie glauben es. Bitte, mir wäre es ja wurscht – ich bin 92 Jahre alt. Aber ich habe Kinder und Enkelkinder. Und wenn ich mir überlege, was für eine Welt ich ihnen hinterlasse, dann finde ich das alles nicht so lustig.

„Ich hätte nie gedacht, dass in der heutigen Zeit, wo es so viele Möglichkeiten zu Bildung und Information gibt, so viele Menschen so vertrottelt sind. Man kann ihnen alles Mögliche erzählen, was überhaupt nicht stimmt, und sie glauben es."

Viele Menschen ziehen angesichts des Siegeszugs der Rechtspopulisten Parallelen zum Aufstieg des Faschismus im 20. Jahrhundert. Sehen Sie als Zeitzeuge solche Parallelen ebenfalls?

Ja, absolut. Nicht im Ausmaß, aber in der Tendenz ganz eindeutig. Schon seit einem Jahr sage ich meinen Kindern, dass mich vieles, was da passiert, an die 30er-Jahre erinnert. Alleine die *hate crimes* hier in den USA, deren Zahl nach der Wahl Trumps dramatisch gestiegen ist. Wissen Sie, Clinton hat im Endeffekt circa zwei Millionen Stimmen mehr bekommen als dieser Typ. Aber dieses 300 Jahre alte Wahlmänner-System ist leider als solches vertrottelt.

Überraschend war auch, dass selbst Angehörige von Minderheiten zu einem gar nicht so geringen Anteil Trump gewählt haben, oder?

Ja, auch die chassidischen Juden – vertrottelt. Wenn der Typ nicht zufällig einen frommen jüdischen Schwiegersohn hätte, dann könnte das für die Juden hier sehr unangenehm werden. So sind es die amerikanischen Muslime, die sich wirklich Sorgen machen müssen, wie es mit ihnen weitergeht.

Sie emigrierten 1939 gemeinsam mit ihren Eltern in die USA. Wie war es damals, als Jude nach Amerika zu kommen?

Das US-amerikanische Außenministerium war total antisemitisch. Die haben alles versucht, um Juden die Einreise zu verunmöglichen, auch wenn alle Papiere in Ordnung waren. Es gab einen katholischen Priester, der im Radio gegen Juden hetzte, und den „Amerikadeutschen Bund", eine Nazi-Organisation. Auch in New York sind die Nazis mit Hakenkreuzen herumgelaufen und am Madison Square Garden aufmarschiert. Noch ein Jahr nach meiner Ankunft in den USA bin ich hier auf der Straße in eine Rauferei mit ein paar Nazis geraten.

Zu einem Zeitpunkt, als der Zweite Weltkrieg schon in vollem Gange war.

Ja, ich war ja erst drei Tage vor Kriegsausbruch aus Wien herausgekommen. Zum Glück hatte ich meinen Vater überredet, nicht mit der „Bremen" in die USA zu fahren. Ich sagte zu ihm, wir gehen auf keinen Fall auf ein deutsches Schiff. Tatsächlich kehrte die „Bremen" um, und alle Emigranten unter den Passagieren landeten im KZ.

Mit welchem Schiff fuhren Sie und Ihre Eltern?

Mit einem holländischen Schiff, das dann am 14. September 1939 in den USA eintraf. Das Schiff war voll mit Deutsch-Amerikanern, die im Sommer den Führer besucht hatten und nach Hause zurückkehrten. Schlechte Gesellschaft für jüdische Emigranten.

Ist Religion heute für Sie persönlich von Bedeutung?

Man sagt immer, im Alter wird man religiöser und konservativer. Das scheint bei mir nicht so zu klappen. Wenn ich mir die Religiösen anschaue, ganz gleich welche: Das sind alles verlogene, grauenhafte Typen. Zum Beispiel die Kushner-Familie, aus der Trumps Schwiegersohn stammt: Der Vater ist wegen Steuerhinterziehung im Gefängnis gesessen, hat seinem Schwager eine Prostituierte geschickt, um dessen Ehe zu zerstören – aber ganz fromme Leute sind das, sehr vornehm, richtig „liab".

Wie ging man in Ihrer Familie mit jüdischer Tradition um, während Sie in Wien aufwuchsen?

Als meine Großeltern noch lebten, gingen meine Eltern zu den hohen Feiertagen mit mir und meinem Bruder in die Synagoge. 1937 hatte ich dann meine Bar Mizwa, aber mein Bruder war nur wenige Tage zuvor gestorben – er war leider schon von Geburt an kränklich. Mein Vater hatte versäumt, mich rechtzeitig im Tempel im 20. Bezirk anzumelden. Ich bekam dann halt ein bissl was zum Lesen und bin natürlich steckengeblieben. Aber ich war umringt von alten Herren, also hat keiner was gemerkt.

Stimmt es, dass Ihre Frau, die aus einer christlichen Familie stammte, zum Judentum konvertierte – aber erst Jahre nach Ihrer Hochzeit und nachdem Ihre gemeinsame Tochter schon auf der Welt war?

© DANIELLE SPERA

Der schiefe Oscar ist der *Rocky*.

„Naja, seine Muttersprache verlernt man doch nicht, das ist halt wie schwimmen. Wobei, unlängst habe ich den Henry Kissinger wieder einmal gesehen, der ein Jahr älter als ich war, als er emigrierte. Wenn der Deutsch redet, ziagt's ma ois z'samm."

Ja, das war eine interessante Geschichte. Als mein Vater starb, war ich beruflich gerade in Paris stationiert und hatte dort keinerlei Verbindung zur jüdischen Gemeinde. Ich wollte das Trauerritual vollziehen, aber ich konnte weder zehn Juden noch einen Rabbiner auftreiben. Schließlich fand ich einen algerischen Rabbiner. Der erklärte mir, dass er zu einer modernen Synagoge gehörte und meine Frau also mittrauern konnte. Nun, sagte ich ihm, das wird leider nicht gehen, sie ist nämlich keine Jüdin.

Und das war dann der Anlass für ihren Übertritt?

Nein. Der Rabbiner besorgte mir dann die notwendigen zehn Juden. Aber er ließ meiner Frau ein paar Bücher da, und sie begann, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen. Später ist sie dann übergetreten, ohne dass ich sie dazu irgendwie gedrängt hätte. Wir mussten natürlich noch einmal heiraten. Die Synagoge in Paris, in der wir heirateten, wurde später von den Arabern gesprengt. So wie die Synagoge in Wien, wo ich meine Bar Mizwa hatte, von den Nazis gesprengt worden war. Wo ich eine Synagoge betrete, kommt irgendwie nichts Gutes heraus.

Spielt für Ihre Kinder die jüdische Herkunft heute noch eine Rolle?

Meine Tochter musste dann ja erst konvertiert werden, als sie drei, vier Jahre alt war. Sie hat heute einen jüdischen Mann und drei Kinder und hat ihrer Familie eine jüdische Tradition gegeben. Mein Sohn hingegen fühlt jüdisch, wenn es um die Wirklichkeit geht, aber er ist überhaupt nicht religiös. Und mit meinen beiden Enkelsöhnen ist es so: Sie sind in Kalifornien an eine Jesuitenschule gegangen. Ich habe das bezahlt, weil es dort nicht viele gute Mittelschulen gibt. Aber dann kamen die Maccabi-Spiele. Und da gruben die zwei ihren jüdischen Opa aus und fuhren nach Jerusalem, um dort für das Team der USA Fußball zu spielen. Normalerweise wird so ein Großvater wie ich ja am Dachboden versteckt.

Was ich mich schon anlässlich Ihrer Wien-Besuche gefragt habe: Wie haben Sie Ihr Deutsch und insbesondere Ihre markante Wiener Sprachfärbung über so viele Jahrzehnte so ungebrochen bewahrt?

Naja, seine Muttersprache verlernt man doch nicht, das ist halt wie schwimmen. Wobei, unlängst habe ich den Henry Kissinger wieder einmal gesehen, der ein Jahr älter als ich war, als er emigrierte. Wenn der Deutsch redet, ziagt's ma ois z'samm. Sein Englisch ist aber auch sehr bescheiden.

Sie haben gesagt, dass Sie mit Wien eigentlich abgeschlossen hatten, bevor Gaby Flossmann Sie zu einer Rückkehr überreden konnte. Gab es Freunde aus Ihrer Kindheit, die Sie damals wiedergesehen haben?

Ich hatte in Wien zwei gute Schulfreundinnen, eine davon war die Clarissa Kösten. Clarissa, die später nach London emigrierte und sich Claire nannte, hatte noch einen kleinen Bruder, Little Freddy. Im Augarten hab' ich den Little Freddy immer vor den anderen, größeren Buben in Schutz genommen, auch um seiner Schwester ein bisschen näher zu kommen. Mit Claire hielt ich später von den USA aus per Brief Kontakt. Als ich sie nach Kriegsende in London besuchen wollte, öffnete ihre Mutter, Frau Kösten, die Tür und sagte: „Du bist an allem schuld!"

Woran waren Sie schuld?

Frau Kösten hatte irgendwie damit gerechnet, dass die Lilly und ich heiraten würden. Aber wir waren halt erst vierzehn, als wir durch die Flucht getrennt wurden. Als ich sie dann besuchen wollte, war sie gerade mit einem Exil-Österreicher durchgebrannt, den ihr Vater kennengelernt hatte, als die beiden zu Kriegsausbruch wegen ihrer Nationalität gemeinsam in London interniert worden waren.

Und Sie wären Frau Kösten als Schwiegersohn lieber gewesen?

Sicher, Claires Bräutigam war ja etwa gleich alt wie ihr Vater. „Du kommst zu spät", sagte sie vorwurfsvoll zu mir. Ich habe dann versucht, ihr zu erklären, dass ich als Soldat im Krieg gewesen war, und nicht auf Urlaub.

Und Ihre andere Schulfreundin?

Das war die Lilly Schornstein. Die flüchtete mit ihren Eltern nach Toulouse und kehrte später mit der Mutter nach Wien zurück. Mit ihr hab ich den Kontakt wieder aufgenommen, als ich nach Wien kam. Wir trafen uns im Café Mozart, und als ich hereinkam, saß eine furchtbar hässliche Frau am Nebentisch. Oh Gott, dachte ich, das kann ja nicht wahr sein. Sie war es auch nicht, sie kam ein paar Minuten zu spät: Ein Wiener „Muatterl" mit Hut und langem Mantel.

Haben Sie mit den beiden noch Kontakt?

Leider sind beide inzwischen schon verstorben. Aber Little Freddy lebt noch, in London, der ist inzwischen 88 Jahre alt und ein wunderbarer Typ. In Wien sind meine Bekannten mittlerweile alle viel jünger als ich – und die lassen mich nicht aus. Als ich Viennale-Präsident wurde, hieß es, das machst du drei Jahre lang, dann is' es erledigt.

Inzwischen ist zu Ihren Ehren eine Briefmarke erschienen, ein Saal des Wiener Metro-Kinos wurde nach Ihnen benannt.

Ja, und Ehrenbürger der Stadt Wien bin ich auch – dafür muss ich ja was tun. Ich kann den Hurch nicht im Stich lassen, er hat das mit dem Programm immer sehr gut gemacht, das ist nicht leicht bei so einer Größenordnung. Also in diesem Sinne: Ich komm'. *nu*

Wer klüger sucht, ist früher dort.

derStandard.at/Immobilien

Café in der Josefstadt

Erwin Steinhauer ist ein Ausnahmekünstler, der sich in vielen Genres von Kabarett über Theater und Film bis hin zur Musik bewegt und in jedem überzeugt. *Peter Menasse* hat ihn „unterwegs“ im Kaffeehaus getroffen.

FOTOS: MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

Eine längere Wanderung durch Wien, oder auch nur ein kleiner Spaziergang, ist es nicht geworden. „Unterwegs mit Erwin Steinhauer“ fand im Kaffeehaus statt. Angenehm für ihn, angenehm für den Begleiter. Nicht so wirklich unterwegs, aber guter Espresso.

Steinhauer wird im Gespräch dann auch einmal sagen, dass er nie so wirklich sportlich begabt war und das anhand seiner Bemühungen um den Eislaufsport erläutern. „Ich habe Kindheitserinnerungen an das Eislaufen. Damals hat man noch keine Kanadier gehabt, sondern Schuhe mit Zacken vorne zum Bremsen. Diese Zacken waren mein Unglück, weil ich bin pausenlos gestürzt, immer auf den Hinterkopf gefallen und habe dann, wenn ich aufgestanden bin, Sternderln gesehen. Das wollte ich schließlich irgendwann nicht mehr“.

Das Café Eiles ist es geworden, weil Erwin Steinhauer ein Stück die Straße hinauf, im Theater in der Josefstadt, spielt und früher auch oft im nahegelegenen Tonstudio Holly Aufnahmen machte. Heute taugt es ihm nicht so sehr. Das Lokal ist bummvoll und er mag keine großen Menschenansammlungen. „Leere Kaffeehäuser, leere Kinos, das ist so meins.“ Aber hallo. Was ist mit leeren Theatern? „Wenn mir die Prinzipale meine Gage zahlen, können die Säle gerne leer bleiben“, meint er schmunzelnd. Ja, er wisse schon, ob er vor einem leeren oder vollen Saal spielt, auch wenn die Scheinwerfer blenden. Das spüre man auf der Bühne. Ganz so egal dürfte es ihm also doch nicht sein.

„Was ist los mit uns?“

Erwin Steinhauer ist von seiner Großmutter, der Emmi, aufgezogen worden. Sie war die Mutter seines Vaters, des Feuerwehrmanns und Malers Wolfgang Steinhauer. Die Eltern waren voll damit ausgelastet, in der schwierigen Zeit nach dem Krieg den Lebensunterhalt zu verdienen, die Großeltern kümmerten sich um das Kind. Die Geschichte der Familie während der Nazi-Zeit wurde lange von Erwin ferngehalten. Wie so viele Eltern wollten auch die Steinhauers ihr Kind schützen. Jüdische Wurzeln und revolutionäre Vergangenheit sollten dem Kleinen nicht zum Schaden werden. Aber so einfach ist es ja nie. Der Sohn erzählte im katholischen Internat zu viel von Besuchen am jüdischen Friedhof. Und auch der Widerstandsgeist war ihm wohl eingepflanzt worden, jedenfalls wurde er von der Schule gewiesen. Der 14-Jährige wollte es jetzt genau wissen und konfrontierte den Vater: „Ich kenne mich nicht aus, was ist los mit uns?“

Der Vater begann zu reden, und was er da erzählte, hat Erwin Steinhauer politisch bis heute geprägt. Da waren einmal die jüdischen Wurzeln von Oma Emmi. Ihr Vater Eduard Just war ein aus Bukarest stammender Jude, der von den Nazis ins Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt wurde. Franz, ihr Mann, wiederum war Sozialdemokrat, der sich auch nach dem Verbot der Partei 1934 politisch betätigte. Er arbeitete in der Hauptfeuerwache Floridsdorf unter dem Kommandanten Georg Weissel. Am 13. Februar 1934 bewaffneten sich die Feuerwehrleute,

Erwin Steinhauer und Peter Menasse: Alle Wege führen ins Kaffeehaus

die dem Schutzbund angehörten, unter Weissels Führung, um für eine demokratische Republik zu kämpfen, wurden aber verraten und von einem Standgericht des Dollfuß-Regimes zum Tode verurteilt. Weissel wurde zwei Tage später im Landesgericht Wien hingerichtet. Die anderen Feuerwehrleute, darunter auch Steinhauers Großvater, wurden begnadigt. „Man hat sie dann durch die ‚Salzergasse' geschickt. Das war ein Spalier von Heimwehrlern, die mit Gewehrkolben die Durchlaufenden auf die Schädel geschlagen und manchen davon zertrümmert haben."

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten versteckten sich die jüdischen Mitglieder der Familie. Emmi lebte im Keller einer Lebensmittelhandlung in Schwechat und konnte so überleben. Ihr Vater Eduard Just und sein Enkelsohn Wolfgang, der Vater von Erwin Steinhauer, kamen in einer Kleingartensiedlung in Meidling unter. Doch 1943 wurden sie verraten und verhaftet.

Eduard wurde nach Theresienstadt verbracht, der 16-jährige Wolfgang kam ins Gestapo-Hauptquartier am Morzinplatz. Dort hieß es zynisch, dass er, der „Mischling zweiten Grades", vom Führer noch eine Chance bekäme. Er könne entweder der SS beitreten oder an die Front gehen. Wolfgang ließ sich nicht vereinnahmen und wählte den harten Weg, die Front. Bereits drei Wochen später kam er verwundet wieder zurück. Auch Eduard überlebte und hat noch bis 1954 gelebt. Erwin Steinhauer besucht bis heute das Grab seines Urgroßvaters am 4. Tor.

Auf die Frage, was aus der Familiengeschichte ihn mehr geprägt habe, der sozialistische Widerstand oder die jüdischen Wurzeln, erzählt Steinhauer eine Geschichte aus dem Jahr 1938, die sein Verhältnis zur Sozialdemokratie bestimmt: „Mein Vater und seine Eltern haben im Jahr 1938 in der Schloßhoferstraße in Floridsdorf gewohnt. Der Mann, der am Vorabend des Einmarsches der Hitlertruppen noch ‚die Politische' kassiert hat, das war der illegale Beitrag für die SPÖ, stand dann am nächsten Tag, als mein Vater gerade von der Schule heimgekommen ist, neben meiner Großmutter am Gehsteig und hat mit der umgebundenen SA-Binde darauf geachtet, dass sie den Gehsteig in der Schloßhoferstraße auch ordentlich putzt. Dadurch haben wir immer eine sehr kritische Distanz zur SPÖ gehabt. Ich war dann sogar kurz Mitglied dieser Partei, weil ich einer Kollegin bei ihrer Magisterarbeit geholfen habe, damit wir in die Archive hineindürfen. Als sie aber dann 1983 mit den Blauen koaliert haben, bin ich eines Tages am Weg ins Burgtheater in der Löwelstraße in die SPÖ-Zentrale gegangen und habe mein Parteibuch zurückgegeben. Sechs Jahre später hat mir der Poldi Gratz geschrieben und gefragt, ob ich es mir nicht noch einmal überlegen will."

„In der Löwengrube war mein Herzensstück."

Ist die SPÖ immer noch ein rotes Tuch?

Das Café Eiles ist noch immer bummvoll. Da gibt es die ernst blickenden Pressesprecher von Wiener Stadträten und ihre Gesprächspartner an den Tischen in den Fensternischen, ein paar Touristen auf den unbequemen Plätzen in der Mitte des Lokals und die üblichen Gruppen von Jugendlichen, die auch nach vielen Stunden gemeinsamen Schulbesuchs nicht voneinander lassen wollen und das Erwachsenenleben im Kaffeehaus ausprobieren. Erwin Steinhauer würde in der Intimität der Plüschecke, in der wir sitzen, unbeachtet bleiben, wäre da nicht das Problem unserer Fotografin Mili, die mit der Spiegelung der Steinhauerschen Brillengläser kämpft. „Da lässt sich was machen", meint er dazu und nimmt die Brille ab. Steinhauer ist freundlich und charmant, das sei zwischendurch erwähnt.

Wie aber steht es mit der Politik heute, ist die SPÖ immer noch ein rotes Tuch, frage ich ihn. Seine Antwort ist fast so was wie ein Appell: „Jahrelang hat man immer wieder, als wir schon längst die Grünen gewählt haben, über die SPÖ als das kleinere Übel gesprochen, das man wählen müsse. Jetzt allerdings habe ich ein bisschen das Gefühl, dass es in Anbetracht der globalen und gesamteuropäischen Situa-

Eine längere Wanderung durch Wien, oder auch nur ein kleiner Spaziergang, ist es nicht geworden. „Unterwegs mit Erwin Steinhauer" fand im Kaffeehaus statt. Angenehm für ihn, angenehm für den Begleiter. Nicht so wirklich unterwegs, aber guter Espresso.

„Meine Vorbilder sind Künstler, die es geschafft haben, in Würde alt zu werden."

tion doch auch zu einem Wiedererstarken der sozialdemokratischen Ideen kommt, in Deutschland zum Beispiel durch Martin Schulz; und bei uns hat Christian Kern etwas vorgelegt, das die Hoffnung leben lässt, dass die Partei sich vielleicht wieder auf ihre Wurzeln und auf ihre eigentliche Aufgabe besinnt, und nicht auf die Aufgabe, die Rechten rechts zu überholen."

Unterwegs in der Geschichte und in der Politik ist uns die Schauspielerei verloren gegangen. Das wäre bei einem Spaziergang aus konditionellen Gründen möglicherweise ein Problem geworden. Im Kaffeehaus beweisen wir aber Riesenkondition und schreiten in unserer „Tour de Steinhauer" elegant weiter zur Kunst.

Schon Vater Wolfgang war Künstler gewesen. Er hatte bei Josef Dobrowsky an der Akademie der bildenden Künste Malerei studiert, malte in einem Atelier am Tiefen Graben und übte doch durchgehend den Beruf eines Feuerwehrmanns aus. „Er hat eine Sicherheitsvariante gewählt, hat aber sein ganzes Leben lang gemalt. Meine Wohnung ist wie ein Museum, da hängen seine Bilder an allen Wänden. Ich stelle mir vor, dass er an der Akademie scheel angeschaut wurde, nach dem Motto: ‚Da ist einer, der nur halbert Maler ist und eigentlich ein Feuerwehrmann.' Ich hatte dieses Sicherheitsdenken nicht. Mein Vater hat nie verstanden, warum ich später ein fixes Engagement am Burgtheater hergegeben habe. Er hat gesagt: ‚Hearst Erschel, du bist ein Beamter, des kaunst do net mochn.' Ich habe ihm gesagt, dass mir der Otti Schenk ein Engagement am Theater in der Josefstadt angeboten hat. Das war ihm auch suspekt, weil das ja ein konservatives Haus sei."

Als Schauspieler hat Erwin Steinhauer eine eindrucksvolle Liste von vollkommen unterschiedlichen Rollen gespielt. „Ich lasse mich nicht gern in ein Ladl hineinstecken. Wenn du einmal Erfolg hast, wollen sie dich gleich immer in ähnlichen Rollen sehen. Das erste Mal war das bei mir mit *Der Sonne entgegen*, meiner ersten großen Fernsehserie. Da hat man mir jahrelang nur den lustigen Dicken angeboten. Das hat mich absolut nicht interessiert. Mein Weg ist also gekennzeichnet von meinen Absagen. Ich stehe auch dazu. Ich habe ungefähr 150 Filme gemacht und darunter vielleicht zehn wichtige. Man bekommt auch weiterhin Engagements, wenn man konsequent absagt. Es ist schwieriger, du hast viel Existenzangst, es ist eine Nervensache, du wirst nicht reich, aber du kannst in den Spiegel schauen und weißt, warum du etwas machst."

Eine Alzheimer-Geschichte

Gefragt nach Lieblingsrollen, erzählt Steinhauer von zwei für ihn besonderen Stücken: „Ich habe gerne eine Rolle gespielt, die der Otti Schenk nicht übernehmen wollte, eine Auftragsproduktion für die Josefstadt, die dann im Volkstheater gelandet ist: *In der Löwengrube* von Felix Mitterer. Das war auch die Zeit 1997, wo mein Vater gestorben ist, der mein Lebensmensch war. Er hat es noch gesehen und hat es sogar noch in einer Zeitschrift des Bunds sozialdemokratischer Freiheitskämpfer besprochen. Das war mein Herzensstück. Ich bin aber kein typischer Schauspieler mit Wunschrollen. Mir war immer die Rolle, die ich gerade gespielt habe, die wichtigste. Zum Beispiel zuletzt bis zum Juni vorigen Jahres habe ich *Vater* gespielt, eine Alzheimer-Geschichte. Diese Rolle hat mich vollkommen ausgefüllt und beschäftigt. Wenn ich Theater spiele, kann ich auch nichts Anderes annehmen. Der Typ, der unter Tag dreht und am Abend ins Theater rast, bin ich nicht.

Ich war vor vier Jahren beim Fringe-Festival in Edinburgh. Da lebt ja die ganze Stadt. Alles ist auf der Straße: Jongleure, Feuerspucker, Sänger, Bands, alles. Irgendwann stand ich in einer Menschenmenge und sehe einen Mann die Straße entlangkommen, in einem gestreiften Pyjama mit zwei Tafeln, hinten und vorne, dem aber, wie beim Näherkommen zu erkennen war, die rechte Hand marschiert ist und der Trenzerling aus dem Mund kam. Ich war entsetzt, dass man einen Menschen mit einer so offensichtlichen Behinderung Werbung machen lässt.

Die Geschichte der Familie während der Nazi-Zeit wurde lange von Erwin ferngehalten. Wie so viele Eltern wollten auch die Steinhauers ihr Kind schützen. Jüdische Wurzeln und revolutionäre Vergangenheit sollten dem Kleinen nicht zum Schaden werden.

Erwin Steinhauer ist heuer in die „Route 66“ des Lebensalters eingebogen. Selbst auf dem Plüsch der Kaffeehausbank strahlt er eine große Präsenz und eine von einem offenem Lachen geprägte Freundlichkeit aus.

Als er ganz in der Nähe war, sagte er zu mir: ‚Wollen Sie einen Abend mit Demenz verbringen?‘ Es stellte sich heraus, dass er selbst in einem nahegelegenen Theaterraum einen Kranken spielte und jetzt auf der Straße für sich selber Werbung machte. Ich habe es mir dann angeschaut und seitdem war das für mich das Thema schlechthin. Der Schauspieler hat mir erzählt, dass man bei einer dementen Frau nach ihrem Tod im Nachtkastl ein Gedicht gefunden hat. Zwei Seiten lang, wunderbar gereimt, wo sie sich darüber aufregt, wie sie dazu käme, dass die Menschen sie so schlecht und abfällig behandelten, nur weil sie in einer anderen Welt lebt.“

Unser erster Ober hat längst abkassiert, der zweite bringt uns weiteren Kaffee, während wir den Weg zum letzten Thema, der Musik, beschreiten. Steinhauer hat eine erste unglückliche und eine zweite glückliche Begegnung mit Instrumenten: „Meine Eltern wollten immer, dass ich Klavier lerne. Sie haben mir nach langem Sparen einen Stutzflügel gekauft und ich habe fünf, sechs Stunden mit einer Lehrerin geübt. Dann war es aus. Man konnte mich für dieses Instrument nicht begeistern. Später, ich war zwölf, kam mein Onkel Emil Perlmutter auf mich zu. Seine Familie war verwandt mit der Familie Blaha. Der Ernstl Blaha, der einmal Mitarbeiter in der Kultusgemeinde war, war so etwas wie ein Nennonkel meines Vaters und sein bester Freund. Der Perlmutter hat gesagt ‚Pass auf, ich mache dir ein Angebot. Wenn du mit mir zwischen Weihnachten und Neujahr am Tivoli meine Glücksbringer verkaufst, schenke ich dir ein Instrument.‘ Ich bin dann wirklich vom 27. bis 31. Dezember gestanden und habe verkauft. So mit Sprüchen wie ‚Vier mal neun ist Donnerstag, gehen Sie nicht an Ihrem Glück vorbei.‘ Und dann hat mir der alte Perlmutter eine Wanderklampfen gekauft, von der ich nicht mehr lassen konnte. Mit diesem Instrument habe ich begonnen, mir selbst das Spielen beizubringen und so bin ich zur Musik gekommen.“

„Wenn ich Theater spiele, kann ich auch nichts Anderes annehmen.“

Steinhauer spielt weiterhin Theater und er hat gerade einen neuen *Polt* abgedreht. „Die Serie ist interessant, weil sie außerhalb des Mainstreams ist. Als wir begonnen haben, war diese Art des Filmens noch gänzlich neu: Der Mut zu langen Einstellungen, vorsichtige Schnitte, große offene Landschaftsbilder, Porträts in Nahaufnahme. Die Erzählweise ist so, dass manche behaupten, die DVDs mit den Polt-Filmen werden bald in der Apotheke als Schlafmittel verteilt werden.“

Erwin Steinhauer ist heuer in die „Route 66“ des Lebensalters eingebogen. Selbst auf dem Plüsch der Kaffeehausbank strahlt er eine große Präsenz und eine von einem offenem Lachen geprägte Freundlichkeit aus. Vorbilder, so sagt er auf meine Nachfrage, seien ihm „Künstler, die es geschafft haben, in Würde alt zu werden, wie etwa Gene Hackman“. So viele würden Theater spielen und vollkommen vergessen, wie alt sie sind, wo sie herkommen und was sie sich zutrauen können.

Weit sind wir gekommen mit unserem Gespräch, wenn wir auch nicht weit unterwegs waren. Herr Ober, zahlen bitte. Herr Steinhauer muss eilig ins Theater. *nu*

Ambulatorium Helia Betriebs-GmbH

Dr. Hava Bugajer

wünscht allen
PatientInnen und
FreundInnen
ein schönes Pessach-Fest

חג שמח

Wir wünschen allen
Verwandten und Freunden
ein fröhliches Pessach-Fest

חג שמח

Danielle und Martin Engelberg
Sammy, Rachel, Debbie

Oberrabbiner Chaim und Annette Eisenberg

wünschen allen
Verwandten und
Freunden ein
fröhliches Pessach-Fest

חג שמח

Familien Ludwig, Richard und Martin LANCZMANN sowie Firma E.T.C.
wünschen allen Freunden,
Verwandten und Bekannten ein
fröhliches Pessach-Fest

Dr. Gabriel Lansky und Familie
wünschen allen
Freunden und Verwandten
ein fröhliches Pessach-Fest

חג שמח

RA Dr. Thomas Fried
§ kein Partner
1010 Wien, Gonzagagasse 11
Tel. 01/ 533 04 33
wünscht allen Freunden,
Bekannten und Klienten
ein fröhliches Pessach-Fest

בס"ד

ohel rahel
jüdischer wohltätigkeitsverein

Die Vorstandsmitglieder Renate Erbst, Marika Haraszti, Rosina Kohn,
Mag. Hanna Morgenstern, Elisabeth Wessely sowie Mag. Daniela Haraszti und Lena Roth

wünschen ein frohes Pessachfest

פסח כשר ו שמח

und bedanken sich bei allen Mitgliedern, Spendern und Sponsoren für die bisher
geleistete Unterstützung im Namen der von uns betreuten Personen.

Achtung! Nicht vergessen:
Ohel Rahel Charity Soirée am 21. Mai 2017 um 18.00h im Studio 44, Rennweg 44, 1038 Wien
Wir danken den Österreichischen Lotterien für die Unterstützung!

A-1010 Wien, Seitenstettengasse 4 Telefon: 0699 125 99 333 ZVR Zahl: 175663683 E-Mail: ohel-rahel@chello.at; info@ohel-rahel.at Home: www.ohel-rahel.at

Pessach sameach
wünschen

Marika Lichter
und
Paul Lichter

Agentur GlanzLichter
Trattnerhof 2, 1010 Wien

GLANZ LICHTER

Zu den Feiertagen die
besten Wünsche allen
Verwandten und Freunden
im In- und Ausland

חג שמח

Pierre Lopper und Familie
Rotenturmstraße 27, 1010 Wien
Tel. 01/ 367 93 00
E-Mail: plopper@chello.at

Die NU-Redaktion
wünscht allen
Leserinnen und Lesern
ein glückliches und
schönes Pessach-Fest!

חג שמח

Ihnen allen ein schönes Pessach-Fest!

USCHI LICHTENEGGER
Bezirksvorsteherin
Leopoldstadt
Karmelitergasse 9
post@pv02.wien.gv.at
Tel: +43-1-4000-02111

Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA

Allg. beeideter und gerichtlich
zertifizierter Dolmetscher
für Hebräisch

wünscht allen Verwandten,
Freunden und Kunden
ein fröhliches Pessach-Fest

חג שמח

חג שמח

Ein schönes Pessachfest
wünscht allen Patienten und Freunden

Mag. Dr. med. univ. Alexander Tuschel
Oberarzt am Wirbelsäulenzentrum Wien-Speising

www.tuschel.at

LEICA

Der Fotograf der Nation

David Rubinger, der bedeutendste Fotograf Israels, hat wie kein anderer die Geschichte Israels seit seiner Staatsgründung dokumentiert. Sein wohl berühmtestes Foto zeigt drei israelische Fallschirmjäger nach der Wiedereroberung der Klagemauer im Juni 1967 – übrigens ein Bild, für das er nie ein Honorar bekommen hat. Der frühere israelische Präsident Schimon Peres nannte Rubinger den „Fotografen der Nation im Werden". Am 1. März hat er uns für immer verlassen.

VON DANIELLE SPERA (NACHRUF)
UND EFRAIM MOSKOVICS (FOTO)

David Rubinger wurde 1924 in Wien geboren. Nach dem sogenannten Anschluss Österreichs an Nazideutschland gelang es ihm, 1939 mit der zionistischen Jugendbewegung Jugend-Alija über Triest nach Palästina zu flüchten. Seine Mutter wurde in Weißrussland ermordet, sein Vater konnte aus einem Konzentrationslager nach England entkommen. In Palästina lebte Rubinger zwei Jahre in einem Kibbuz und schloss sich 1942 der Jewish Brigade der britischen Armee an. Er diente in Nordafrika, Malta, Italien, Deutschland und Belgien. Im Fronturlaub in Paris schenkte ihm eine Freundin seine erste Kamera und entfachte seine Leidenschaft für die Fotografie. Nach dem Zweiten Weltkrieg heiratete er seine Cousine Anni, eigentlich nur, um ihr eine Einreise nach Palästina zu ermöglichen. Die Ehe hielt 50 Jahre bis zu Annis Tod. Seine zweite Lebenspartnerin wurde in ihrem Haus von einem palästinensischen Gärtner ermordet.

Das rote Häferl

Rubinger arbeitete für israelische Zeitungen und schließlich für die renommierten Magazine der *Time-Life*-Gruppe. Er gilt als einer der berühmtesten Fotojournalisten weltweit. 1997 erhielt er für seine Arbeit als Fotojournalist den israelischen Staatspreis für Kunst, Kultur und Medien, die höchste in Israel vergebene Auszeichnung. 1994 wurden Rubingers Arbeiten in der Ausstellung *Zeuge einer Epoche* im Jüdischen Museum Wien gezeigt. In den vergangenen Jahren war David Rubinger mehrmals dort zu Gesprächsabenden über sein Leben zu Gast. Spannend erzählte er seine Lebensgeschichte mit zahlreichen Erinnerungen aus seiner – zunächst – unbeschwerten Kindheit in Wien:

„Mein Vater war ein sehr religiöser Mann. Streng koscher, Schabbat, nicht einmal einen Bleistift nahm er in die Hand. Den ganzen langen Tag hat er schwer gearbeitet – nur mit einer Mittagspause. Außer Freitag natürlich. Da wurde durchgearbeitet, sodass er früh nach Hause kommen konnte, um für den heiligen Sabbat sauber und fein gekleidet zu sein. – ‚Ja aber das Kind muss doch zu Mittag essen', sagte sich Mama. Also ging sie jeden Freitagmittag ins Wirtshaus gegenüber und brachte mir in einem roten ‚Häferl' meine Leberknödelsuppe nach Hause. Die war aber nicht koscher! Ich erinnere mich, dass Mama das rote Häferl unter dem Spülstein versteckt hielt. Ich glaube, mein Vater hat bis zu seinem Lebensende nichts von dieser tapferen Tat meiner Mutter gewusst. Jedenfalls, wann immer ich in Wien lande – das Menü meiner ersten Mahlzeit muss Leberknödelsuppe enthalten."

Alle Auftritte von David Rubinger in Wien waren mehr als ausgebucht, jedes Gespräch mit ihm, sei es vor Publikum oder im privaten Rahmen, verlief faszinierend. Man konnte ihm stundenlang zuhören. Sein Haus in Jerusalem wurde zu einem meiner Lieblingsorte in Israel. Die Wände bedeckt mit Kunstwerken, in seinem Büro unzählige seiner Fotos – und eine Atmosphäre der Wärme, mit der David die persönlichen Begegnungen erfüllte. In seinem Garten gelang Entspannung selbst im Jerusalemer Trubel. Mehr als eine halbe Million Fotos hat David Rubinger uns hinterlassen. Wunderbar war auch sein Humor, den er sich trotz der vielen Schicksalsschläge erhalten hatte. Zu seinem 90. Geburtstagsfest schrieb er auf die Einladung: „Don't bring anything, I'm already getting rid of things." Wir werden ihn sehr vermissen. *nu*

© GPO

Israel ist nicht zu fassen

Anfang Dezember 2016 fand in Israel ein „Jewish Media Summit“ statt. Vertreter von jüdischen Medien aus der ganzen Welt waren eingeladen, mehr über Israel und seine Politik zu erfahren. *Peter Menasse* hat sich das für *NU* angeschaut und einen subjektiven Reisebericht verfasst.

Wenn einer eine Reise tut

Was lässt sich im April 2017 noch über Israel im Dezember 2016 berichten, das nicht längst überholt wäre? Kaum ein Land durchlebt so viele politische Eruptionen und ist ständig elementar von wechselnden geopolitischen Konstellationen betroffen. Und dann auch: Was versteht denn ein Journalist von der politischen und sozialen Situation in Israel, wenn er sich dort bloß drei Tage aufgehalten hat?

Gut, könnte man sagen, mancher Journalisten-Kollege hat seinen Reisebericht gleich nach der Landung im Taxi vom Flughafen ins Hotel beisammen, und andere brauchen nur Onkel und Tante im Gastland, um aus politischen Unruhen einen ganzen Frühling zu konstruieren. Mein Taxifahrer jedoch wollte mir, wenn auch wortreich, nur den bedeutenden Anteil der bulgarischstämmigen Juden an der Entwicklung Israels erklären, und meine Verwandten verziehen bloß verachtungsvoll das Gesicht, wenn es um die herrschenden Politiker ihres Landes geht. Daraus einen Frühling zu machen, fiele sogar dem größten Optimisten schwer.

Also bleibt nur die eigene Recherche, und für eine solche gab der „Jewish Media Summit“ Anfang Dezember 2016 viel Gelegenheit. Rund fünfzig Vertreter von jüdischen Medien aus der ganzen Welt waren von israelischen Ministerien eingeladen worden, die wichtigsten Politiker des Landes zu treffen und verschiedene

Wir lernen zwei Politiker kennen, die vermutlich das politische Leben neben oder nach Netanjahu bestimmen werden. Sie ähneln einander in einer Beziehung: Beide, nämlich Naftali Bennet und Yair Lapid, sind charismatische Persönlichkeiten.

Bildungs- und Sozialeinrichtungen zu besuchen.

Benjamin Netanjahu – der Ewige

Ein paar Konstanten gibt es jedenfalls auch in Israel. Ministerpräsident Benjamin Netanjahu bekleidet seit zwanzig Jahren mit kurzen Unterbrechungen Spitzenpositionen in der Regierung, ist seit bald acht Jahren deren Premier und nimmt derzeit auch das Amt des Außenministers ein. Bei einer Pressekonferenz mit ihm wird klar, dass er Journalisten nicht wirklich mag. Ungeduldig versucht er Fragen auszuweichen oder stellt recht aggressiv Gegenfragen. Sehr schnell biegt er dann zu Themen ab, die er besprochen haben will. Alle seien an Israel interessiert, ob japanische Investoren, Russland, Vietnam, Korea, Singapur oder China, erklärt er uns. Der Handel des Landes wachse überproportional, niemand komme an Israels Knowhow in den Bereichen Cyber-Sicherheit und Militärtechnologie vorbei, und auch im Kampf gegen den Islamismus brauche man seine Unterstützung. Das würde, meint er stolz, bald auch auf UNO-Entscheidungen durchschlagen. Tja, was Anfang Dezember gesagt wird, wird dann bereits Ende Dezember mit der Verurteilung Israels im UN-Sicherheitsrat, bei der selbst die USA kein Veto einlegten, konterkariert. Möglicherweise sind es die zwanzig Jahre an der Macht – oder aber die Ignoranz gegenüber kritischen Fragen –, die Netanjahu den Blick verstellen. Aber es ist das ja nur eine einzige Pressekonferenz, und vielleicht hatte er da gerade einen schlechten Tag. Neben mir knurrte jedenfalls ein israelischer Teilnehmer sichtlich genervt: „Wann bekommen wir endlich einen Vollzeit-Außenminister?“

© GPO

Bei einer Pressekonferenz mit Netanjahu wird klar, dass er Journalisten nicht wirklich mag.

Auch bei Zusammentreffen der Summit-Teilnehmer mit verschiedenen Politikern war der große Übervater Netanjahu immer wieder präsent. Die Moderatoren stellten mehrmals die Eingangsfrage, was denn nach Netanjahu käme. Seine Parteikollegin und stellvertretende Außenministerin Tsipi Hotovely von der Likud-Partei antwortete brav und symptomatisch, dass sie den Ministerpräsidenten als ewig sehe. Der frühere Botschafter der USA in Israel Michel Oren wollte sich darauf nicht einlassen und meinte nur, dass der Posten des israelischen Ministerpräsidenten der wohl schwierigste auf der Welt sei. Später wurde auch der Oppositionspolitiker Yair Lapid gefragt und meinte dazu, dass Netanjahu zwar bisher unumstritten gewesen sei, er jetzt jedoch eine gewisse Müdigkeit innerhalb und außerhalb der Regierung erkenne. Aber was im Dezember in Israel richtig sein kann, muss schon im April nicht mehr stimmen, wie wir inzwischen wissen.

Die europäischen Medienvertreter bei diesem Zusammentreffen konnten jedoch deutlich erkennen, dass das Interesse der israelischen Außenpolitik nahezu ausschließlich den Beziehungen zu den USA gilt.

Reuven Rivlin – der Opa der Nation

Der zweite große Staatsmann, dem wir begegnen, ist Israels Staatspräsident Reuven Rivlin. Er hat eine ganz andere Beziehung zu Medienvertretern als der Ministerpräsident. Er gibt sich als Mahner: Wir seien viel zu schnell mit Berichten über Probleme zur Hand, während über die Erfolge des Landes zu wenig geschrieben werde. Wir sollten vielmehr das Fenster zu den jüdischen Gemeinden sein und uns auch als Arm und Ohr im Kampf gegen den Antisemitismus engagieren. Rivlin ist ein freundlicher Mann, nicht unähnlich dem früheren österreichischen Bundespräsidenten Heinz Fischer, der auch gerne seine Gesprächspartner wie nette kleine Kinder behandelte, die es zu ermahnen gilt. Über seine doch eigene Auffassung von Journalismus kann man bei einem solch sympathischen Politiker auch einmal hinwegblicken.

Schließlich lernen wir zwei Politiker kennen, die vermutlich das politische Leben neben oder nach Netanjahu bestimmen werden. Sie vertreten zwei völlig unterschiedliche Lager, ähneln einander aber in einer Beziehung. Beide, nämlich Naftali Bennet und Yair Lapid, sind charismatische Persönlichkeiten.

Naftali Bennet – der Smarte

Bennet ist Vorsitzender der Partei Jüdisches Heim und Minister für Bildung und Diaspora-Angelegenheiten in der derzeitigen Regierung. Er berichtet im Gespräch mit den Teilnehmern am Media Summit über die Leistungen der Regierung, so etwa von Bildungsprogrammen für arabische Kinder, die unter anderem vorsehen würden, dass alle schon vom Kindergarten an Hebräisch lernen. Auch in Englischunterricht, in die Bildung von Jugendgruppen und in die sozialen Netze werde investiert.

Angesprochen auf den Konflikt mit den Palästinensern und eine Zweistaaten-Lösung sieht er die Bringschuld nicht bei Israel. Gaza sei jetzt schon ein vollständiger Staat, der allerdings zu einer terroristischen Einheit verkommen sei. Israel habe von dort nur Raketen geerntet. Es wäre Zeit, dass

© GPO

Reuven Rivlin, der freundliche Staats-Opa.

die Palästinenser einen Dogmenwechsel durchführten. Gaza könnte, so Bennet, das Singapur des Nahen Ostens werden. Das Westjordanland, er nennt es „Judäa und Samaria“, ist nach seiner von der Bibel abgeleiteten Definition israelisches Gebiet.

Yair Lapid – der Herausforderer

Yair Lapid, Chef der im Jahr 2012 gegründeten liberalen Partei Jesch Atid, schaut nicht nur aus wie ein Filmstar, sondern war in seinem früheren Leben tatsächlich Schauspieler und Fernsehmoderator. Auch er wird von den Teilnehmern des Media Summit zu den Beziehungen mit den Palästinensern befragt, nähert sich dem Thema aber mit anderen Argumenten als Bennet. Er ist überzeugt davon, dass man mit den Nachbarn reden müsse, denn jede Lösung sei besser als das, was Israel jetzt habe. Er schlägt als eine Möglichkeit eine regionale Konferenz über Gaza vor, wo es bereits eine Infrastruktur gebe. Mit der Terrororganisation Hamas werde man nicht direkt reden, aber es könnten etwa die Türkei oder Katar als Moderatoren fungieren und Regelungen finden. Israel sei ein großes Land, das sich jetzt in die Zukunft bewegen müsse.

Auf die Frage, ob er denn im Falle eines zukünftigen Wahlsieges überhaupt eine Koalition zustande bringen könne, denn es seien ja die Ultra-Orthodoxen ein wesentlicher Faktor, meint er mit großer Überzeugung: „Wenn wir die Wahl gewinnen, werden wir eine Regierung bilden – und wir können mit allen zusammenarbeiten.“

Schließlich aber problematisiert Lapid dann doch die Positionen der herrschenden Regierung zur Religion. Als Beispiel führt er an, dass vor der Einigung der USA mit dem Iran die jüdischen Amerikaner gebeten worden waren, ihre Abgeordneten zu informieren und ihnen die Problematik einer Einigung mit dem israelfeindlichen Schiitenstaat zu erklären. Alle hätten es getan – und dann wäre die israelische Regierung dahergekommen und hätte ihre krausen Theorien verkündet: Übergetretene Juden seien keine wirklichen Juden, manche Synagogen seien keine anzuerkennenden Synagogen, manche Rabbiner keine Rabbiner. So vergraule man genau jene Freunde, die man doch so notwendig brauche.

Eine solche Politik würde als Erstes geändert werden, wenn er Premierminister wäre, sagt Lapid, weil die Akzeptanz von Unterschiedlichkeit möglich sein müsse. Derzeit sei Israel ein Land, in dem es, paradox genug, keine Freiheit der Religionsausübung für Juden gebe.

Israel und die USA

Anfang Dezember war Donald Trump gerade erst gewählt worden und niemand konnte noch wissen, wie seine Position zu Israel sein würde. Die europäischen Medienvertreter bei diesem Zusammentreffen konnten jedoch deutlich erkennen, dass das Interesse der israelischen Außenpolitik nahezu ausschließlich den Beziehungen zu den USA gilt. Das hat auch durchaus seine Logik. Die USA sind neben Israel die zweite Heimstatt der Juden. Von dort kommt Unterstützung in ökonomischer und strategischer Form, dort lebt eine selbstbewusste jüdische Community, die ihren Einfluss geltend machen kann. Die europäischen Juden sind der eher lästige Teil der weltweiten Gemeinschaft. Sie reden gerne und viel über Antisemitismus, können Israel kaum Hilfe bieten, sondern fordern eher eine solche. Viele in Israel scheinen zu denken, dass sich die Europäer, statt zu jammern, lieber im „Gelobten Land“ niederlassen sollten. Zvika Klein, ein Journalist, der international bekannt wurde, als er mit einer Kippa durch Paris ging und die Reaktionen festhielt, meinte beim Media Summit, dass die israelischen Medien Berichte über Antisemitismus in Europa lieben würden. Noch mehr aber liebten sie „Alija“, also die „Rückkehr“ von Juden, wegen Antisemitismus. Es sei das eine gute Symbolik nach Meinung der Zionisten, die da sagten, „Schaut her, wir sind hier in Sicherheit. Und wenn ihr nicht herkommt, geschieht euch schon recht.“ Sorgenkinder also, die europäischen Juden, nichts als Sorgenkinder.

Am augenfälligsten wurde die Hinwendung zu den USA und das Unverständnis gegenüber den europäischen Juden bei einer Podiumsdiskussion zum Thema „Antisemitismus in Europa“. Als Diskutanten eingeladen waren da neben immerhin zwei französischen Medienvertretern noch zwei Israelis und eine Journalistin von *J – The Jewish Weekly of Northern California*. Im Publikum saßen Medienvertreter aus Deutschland, Tschechien, Rumänien, Österreich und anderen europäischen Ländern und durften erfahren, was bei ihnen zu Hause los ist. Die Amerikanerin am Podium meinte dann noch, dass ihre Landsleute nicht so sehr auf andere Regionen schauen würden und sich nur darüber wundern, warum die diskriminierten Juden in ihren Ländern blieben. Über Antisemitismus in Europa wusste sie folgerichtig nichts, aber das interessiert eben viel weniger Menschen in den USA und Israel, als manche unter uns hier glauben wollen.

Nach drei Tagen in Israel und Dutzenden Zusammenkünften mit Politikern und Medienvertretern bleibt beim Reiseberichterstatter der Eindruck eines Landes mit vielen Bruchlinien und inneren Konflikten. Vor der Heimreise, am Carmel-Markt von Tel Aviv, bekommt die Seele dann wieder Balsam in Form von Farben, Gerüchen, Alltagsleben. Und das hier hat nicht nur Bestand im Dezember, sondern – Mazeltov – in allen Monaten des Jahres. *nu*

Nach drei Tagen in Israel und Dutzenden Zusammenkünften mit Politikern und Medienvertretern bleibt beim Reiseberichterstatter der Eindruck eines Landes mit vielen Bruchlinien und inneren Konflikten.

Drei Rabbiner, eine Gemeinde – die Story

Es wäre durchaus reizvoll gewesen, vor einem österreichischen Gericht oder einem Rabbinatsgericht den Wahrheitsbeweis für unseren Beitrag „Die Oberrabbiner-Story - Ari beruft Arie“ (**NU** 66, Dez. 2016) anzutreten bzw. unsererseits gegen den Präsidenten der Kultusgemeinde Klage wegen Verleumdung und Kreditschädigung zu führen. Im Sinne des Friedens in unserer Gemeinde und auf vielfachen Wunsch von **NU**-Lesern haben wir einem Vergleich zugestimmt, in dem wir der Führung der Kultusgemeinde die Möglichkeit eingeräumt haben, im **NU** eine Gegendarstellung zu veröffentlichen, die wir nachstehend ungekürzt abdrucken. Die werten Leserinnen und Leser mögen sich angesichts der beiden Texte ein eigenes Bild über den Ablauf und die wahren Hintergründe der Pensionierung des allseits beliebten Oberrabbiners Paul Chaim Eisenberg machen.

Die Bestellung des Oberrabbiners der IKG Wien war ein demokratischer Prozess und erfolgte durch den 24-köpfigen Kultusvorstand. In der letzten NU-Ausgabe wurde das Gegenteil behauptet. Mit dem Beitrag „Die Oberrabbiner-Story“ wurden Unwahrheiten verbreitet, die dem Ansehen von drei Rabbinern und der gesamten jüdischen Gemeinde schaden. Autor war René Wachtel, NU-Herausgeber ist Martin Engelberg. Beide sind Kultusvorsteher, beide gehören der Partei „Chaj“ an.

Um die diffamierenden Vorwürfe nicht einem noch größeren Personenkreis zugänglich zu machen, nahm die IKG, vertreten durch Präsident Oskar Deutsch, Vizepräsident Chanan Babacsayv und Vizepräsident Dezoni Dawaraschwili von einer Klage Abstand. Man einigte sich auf die Veröffentlichung dieser Zusammenfassung der wahren „Oberrabbiner-Story“:

Das Jahr 2008: Ein zweiter Rabbiner für Wien

In NU wurde behauptet, dass Schlomo Hofmeister „völlig überraschend“ als Gemeinderabbiner der IKG angestellt worden sei und dass Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg „nicht einmal informiert gewesen sei“. Das ist unwahr.

Am 4. März 2008 beschließt der Kultusvorstand einstimmig, einen Jugend- und Gemeinderabbiner anzustellen. Am 23. August 2008 bewirbt sich Hofmeister. Am 2. Oktober 2008 führt er ein erstes Gespräch mit OR Eisenberg. Weitere folgen. Am 4. Juni 2009 wird Hofmeister vom Kultusvorstand zum Gemeinderabbiner der IKG Wien gewählt.

Hochqualifizierter Gemeinderabbiner gefunden

NU verbreitete ehrenrührige Gerüchte über Hofmeisters Judentum. Sein Judentum stand nie in Zweifel. Die NU-Berichterstattung steht im Widerspruch zu Regeln des Judentums und der IKG. Um die Privatsphäre von Rabbiner Hofmeister zu wahren und im Sinne der Vereinbarung zwischen IKG und NU bzw. „Chaj“, nehmen wir von einer ausführlicheren Kritik Abstand. Fest steht: Hofmeister ist Gemeinderabbiner der IKG Wien, Landesrabbiner der Steiermark, Mitglied der Europäischen Rabbinerkonferenz, Vorsitzender der Europäischen Vereinigung der Mohalim.

Jobangebote und Pensionswunsch 2012/2014

Oberrabbiner Eisenberg erhält 2012 Jobangebote von jüdischen Gemeinden in Deutschland, informiert den damaligen IKG-Präsidenten Ariel Muzicant und später dessen Nachfolger Oskar Deutsch. Beide lehnen ein vorzeitiges Dienstende ab. Den Wunsch, in Pension zu gehen, äußert OR Eisenberg von sich aus – aber erst Ende 2014, als sich sein 65. Geburtstag und damit das gesetzliche Pensionsantrittsalter nähert.

Das Wiener Rabbinat und Jerusalem

Nicht unwahr ist die Feststellung, dass es „Differenzen“ zwischen dem israelischen Oberrabbinat und dem Rabbinat in Wien gegeben hat. Diese traten viel früher als 2013 auf und betrafen auch den Europäischen Beit Din in London und die Europäische Rabbinerkonferenz. Ausgangspunkt war, dass das Rabbinat in Jerusalem die Zusammensetzung des für Übertritte zuständigen Beit Din in Wien nicht mehr anerkannte. Später hat das autonom agierende Wiener Rabbinat einige Vorgaben Jerusalems nicht erfüllt.

Das IKG-Präsidium wurde erst im Jahr 2014 vom Oberrabbinat in Israel über die Differenzen und die Folgen informiert: In Wien ausgestellte Bestätigungen wie z.B. Heiratsurkunden oder Nachweise über halachische Zugehörigkeit wurden außerhalb Österreichs nicht mehr anerkannt. Präsident Deutsch nimmt Gespräche mit dem Oberrabbinat Israels auf, fliegt nach Jerusalem. Zwischen dem Wiener Rabbinat und Jerusalem konnte aber kein Einvernehmen hergestellt werden.

Ab Ende 2014 suchen Präsident Deutsch und Oberrabbiner Eisenberg in mehreren Gesprächen nach einer Lösung, die nicht nur im Interesse der Gemeinde liegen musste, sondern auch eine für OR Eisenberg wirtschaftlich vertretbare und würdevolle Lösung ist.

Die Facebook-Gruppe

Auf Facebook wird die Gruppe „Freunde von Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg“ gegründet. Versuche, von „Chaj“ politisch vereinnahmt zu werden, scheitern. „Parteipolitische Kommentare wurden sofort gelöscht“, erinnern sich zwei Initiatoren, die ATID, der Partei von Präsident Deutsch, nahestehen. „Es ging darum, Eisenberg unsere Freundschaft auszudrücken, da für ihn ein neuer Lebensabschnitt bevorstand.“

Am 3. Februar stellt Deutsch im IKG-Newsletter klar, dass es allein OR Eisenbergs Entscheidung sei, wann dieser die Pension antreten wird: „Wir werden jegliche Entscheidung unseres hochgeschätzten Oberrabbiner Prof. Paul Chaim Eisenberg respektieren.“ OR Eisenberg bestätigt das.

2015: OR Eisenberg und sein NachFolger

Im Frühjahr 2015 die Lösung: Eisenberg bleibt Oberrabbiner des Bundesverbands, ein Nachfolger wird für das Amt des Oberrabbiners der IKG Wien gesucht. Am 1. Juli 2015 setzt der Kultusvorstand, in dem acht Parteien vertreten sind, eine Rabbinerfindungskommission ein. Vorsitzender ist Präsident Deutsch. Die sieben weiteren Mitglieder sind Chanan Babacsayv (Verein bucharischer Juden), Dezoni Dawaraschwili (Verein georgischer Juden), Kultusvorsteher Yaakov Frenkel (Block religiöser Juden), Kultusvorsteher Maurizi Berger (ATID), Ehrenpräsident Ariel Muzicant, Generalsekretär Raimund Fastenbauer und Bob Uri (Tempelvorstand). Der Vorstand des Stadttempels in der Seitenstettengasse nominiert zusätzlich Georg Teichman und Michael Schnarch; beide werden in die Kommission aufgenommen, die neben der Oberrrabbinersuche Jobdescriptions für die drei Rabbiner-Ämter (OR Wien, OR Bund, Gemeinderabbiner Wien) entwickelt.

Internationale Ausschreibung, demokratische Rabbinerfindung

Das Amt des Oberrabbiners wurde in österreichischen, deutschen, schweizer und israelischen Zeitungen ausgeschrieben. Es gab neun Bewerbungen, von denen sieben die Kriterien erfüllten. Die IKG hatte u.a. verlangt, dass Kandidaten über mindestens ein abgeschlossenes weltliches Studium verfügen, neben einem Rabbinatsdiplom. Der Kultusvorstand wurde laufend über die Entwicklungen informiert.

Vier Bewerber lud die Kommission zu nicht öffentlichen Gesprächen ein. Die meisten dieser Rabbiner befanden sich in aufrechten Dienstverhältnissen und haben auf Geheimhaltung bestanden. Arie Folger setzte sich als bester Kandidat durch. Die Kommission beschloss einstimmig, Arie Folger als Oberrabbiner zu empfehlen. Folger stellte sich am 21. Dezember 2015 dem Kultusvorstand vor und wurde mit 90 % der Stimmen (18 von 20 anwesenden Kultusräten) zum Gemeinderabbiner der IKG bestellt. Zu Rosh Hashana 2016/5777 wurde Folger Oberrabbiner der IKG Wien, Eisenberg Oberrabbiner des Bundesverbands.

Die Europäische Rabbinerkonferenz, Vertreter des Europäischen Beit Din in London sowie das Oberrabbinat Israels gratulieren der IKG Wien. Die IKG verfügt nun über drei renommierte Rabbiner, an die sich jedes Gemeindemitglied wenden kann.

Von den Mitgliedern der Rabbinerfindungskommission:

Oskar Deutsch, Chanan Babacsayv, Dezoni Dawaraschwili, Maurizi Berger, Raimund Fastenbauer, Yaakov Frenkel, Ariel Muzicant, Michael Schnarch, Georg Teichman, Bob Uri.

Dieser Text wurde mit Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg akkordiert.

** Dokumente, die diesen Bericht belegen, liegen in Kopie im IKG-Generalsekretariat (Seitenstettengasse 2, 2. Stock) auf. Jedes Gemeindemitglied kann sie einsehen. Bitte um Verständnis, dass Kopien oder Fotografien nicht angefertigt werden dürfen.*

Telegramm aus Netanja

„Wunder in Jerusalem“

VON ANITA HAVIV-HORINER

Es kommt nicht oft vor, doch manchmal habe sogar ich – bekennende Nichtanhängerin der Heiligen Stadt – Erfolgserlebnisse in Jerusalem. Solch ein Wunder passierte letzte Woche. Frühmorgens irrte ich auf den Straßen unserer Hauptstadt herum, auf der verzweifelten Suche nach einem Espresso.

Es verschlug mich zum King David Hotel, das auf eine illustre Vergangenheit zurückblicken kann.

1946 hatte die jüdische Untergrundorganisation „Irgun“ den Südflügel des ehrenwerten Gebäudes mit sprengstoffgefüllten Milchkannen in die Luft gejagt, um der britischen Mandatsmacht wirkungskräftig den Weg zurück nach London zu weisen.

Heute beherbergt die Edel-Absteige alle wichtigen Gäste, die unser kleines Land besuchen. Und es sind derer viele.

So auch an diesem Tag. Schwarze Limousinen und mehrere Polizeiautos blockierten die Einfahrt. In meinem benebelten – quasi schlafwandlerischen – Zustand kümmerten mich das Blaulicht und die Sirenen wenig, unverdrossen setzte ich meinen Weg fort. Doch weit sollte ich nicht kommen: Ein breitschultriger Sicherheitsbeamter baute sich vor mir auf und schnauzte mich laut an: „Stehenbleiben, glaubst du, die anderen warten hier zum Vergnügen?“

Eingeschüchtert stelle ich mich in eine Reihe neben meine geduldigen Co-Passanten. Die gleiche Szene wiederholte sich wenige Sekunden später in noch rauerem Ton in Richtung einer anderen Person, die an der Warteschlange vorbeigehen wollte.

In diesem Moment – auch ob des akuten Koffeinentzuges – war es um meine Autoritätshörigkeit geschehen. Den überraschten Ordnungshüter fuhr ich an, er solle seine lebensrettende Aufgabe unter Bewahrung minimaler Höflichkeitsregeln erfüllen.

Er musterte mich mit streng zusammengezogenen Augenbrauen, dreht sich dann zu den anderen um und versicherte ihnen plötzlich ganz freundlich: „Es dauert sicher nur noch zwei Minuten.“

Seit diesem denkwürdigen Tag sehe ich Jerusalem mit ganz neuen Augen. *nu*

Kohnversationen

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)

„Der Sechstage-krieg in Wort und Bild“

VON MARTIN ENGELBERG

Juni 1967: Eine veritable Schlacht fand auch im 8. Wiener Gemeindebezirk statt. Eine Polsterschlacht in unserer Wohnung nämlich. Unsere Eltern waren, wie jedes Jahr im Juni, in Italien auf Kur. Es kam, wie es kommen musste: Auch in Wien gab es einen ordentlichen Kollateralschaden. Der wunderschöne Kristallluster in unserem Wohnzimmer ging in Brüche. Mit größtem Bangen erwarteten wir den Tag der Rückkehr unserer Eltern. Ein fürchterliches väterliches Donnerwetter war gewiss. Doch dann kam alles ganz anders: Unser Vater war in Jubelstimmung. Soeben hatte Israel den historischen Sieg im Sechstagekrieg errungen. Weg die Sorge um seine beiden in Israel lebenden Schwestern, die einzigen Überlebenden der einstmaligen Großfamilie. Mit Bangen hatten meine Eltern in den Wochen vor Ausbruch des Krieges die Geschehnisse verfolgt. Hatten besorgt die Berichte über die fanatisierten Massen in den Straßen Kairos verfolgt, welche die Juden ins Meer werfen wollten. Nur zwanzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges schien ein nächster Holocaust bevorzustehen.

Wie bekannt, kam alles ganz anders. Es wurde ein triumphaler Sieg des jungen israelischen Staates. Getilgt schien die Schmach des Holocaust. Zum ersten Mal seit biblischen Zeiten hatte das jüdische Volk einen militärischen Sieg errungen. Der kaputte Kristallluster war zu einem Detail der Geschichte verkommen, das zu erwähnen völlig lächerlich gewesen wäre.

Israel: „Große Erfolge"
Panzer stoßen 72 km vor
Araber-Luftwaffen vernichtet?
Jerusalem weiter hart umkämpft
Moskau fordert: Sofort Rückzug!
KURIER
1 SCHILLING
Dienstag, 6. Juni 1967

Einziger Wunsch: Ein Flugzeug nach Israel

Trotz UNO-Befehls zur Waffenruhe:
Die Araber schießen weiter
Nur Hussein stellt Feuer ein
Israel gibt bekannt:
Aegypten ist geschlagen
Jordan-Armee gefangen
KURIER
1 SCHILLING
Donnerstag, 8. Juni 1967

GIRADISCHI MANGIADISCHI
SUPERMARKET REMAN
SECONDA EDIZIONE
5. VI 1967
NAZIONE SERA
FRIGORIFERI
KANNUCCI RADIO
LA CRISI NEL MEDIO ORIENTE E' PRECIPITATA QUESTA MATTINA
GUERRA
TRA EGITTO E ISRAELE
Violenti combattimenti in corso con la partecipazione di truppe corazzate e di aerei - Il Cairo bombardato? - Secondo Tel Aviv l'attacco sarebbe stato sferrato per primo dagli egiziani - Il governo di Israele riunito in «sessione di emergenza» - Radio Cairo accusa gli israeliani di aver «proditoriamente aggredito la RAU» - Un appello alla Giordania e alla Siria i cui eserciti starebbero muovendo su Tel Aviv - Damasco ordina la chiusura di tutte le scuole
L'annuncio all'ONU

Nach fünf neuen Panzerschlachten:
Israel hat gesiegt
Krieg ist zu Ende
Ägypten gab auf
Syrien stellte ein
KURIER
1 SCHILLING
Freitag, 9. Juni 1967

Tatsächlich hatte sich auch in unserer Familie mit dem Triumph des Sechstagekrieges vieles geändert. Mit größtem Stolz sprachen unsere Eltern mit ihren jüdischen und nichtjüdischen Freunden immer wieder aufs Neue über Israel. Über diese neue Generation von Juden, die „Sabres", die bereits in Israel geborenen Helden des Krieges. Ihre Gesichter entsprachen so gar nicht den Stereotypen über die Juden aus dem Schtetl, den Ghettos und Konzentrationslagern. Die Fotos zeigten verwegene Burschen und Mädchen mit Maschinenpistolen, braungebrannt, die stolz und dennoch mit großer Ehrfurcht auf die soeben eroberte Klagemauer blickten. Auf die heiligste Stätte des Judentums in der Altstadt von Jerusalem. Jenes Jerusalem, das viele Generationen von Juden dreimal täglich in ihr Gebet eingeschlossen hatten und über das wir Juden nach 2000 Jahren endlich wieder die Souveränität erlangt hatten. Was für ein historischer Moment!

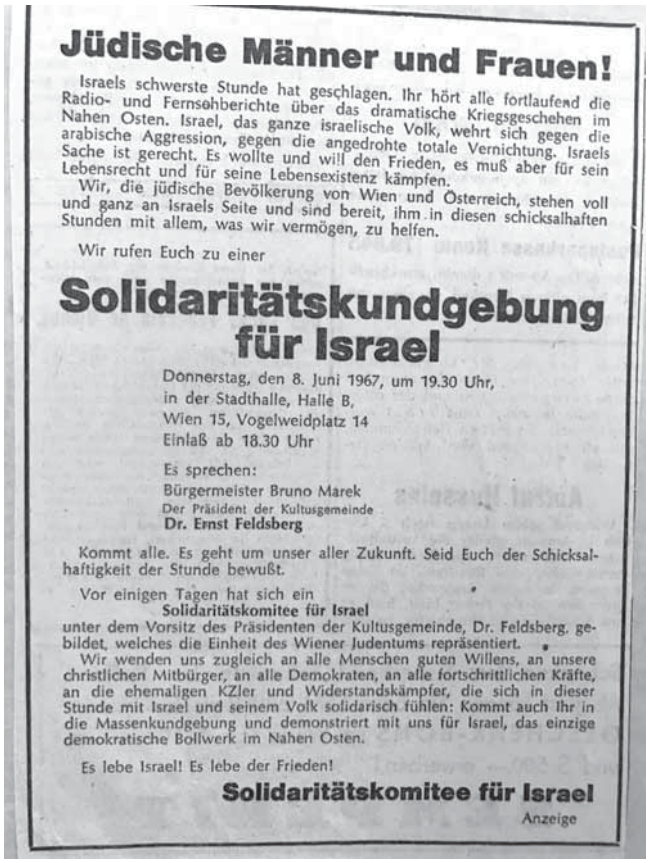
Ein völlig neues Selbstbewusstsein

Der große militärische Erfolg Israels gab der Generation unserer Eltern ein völlig neues Selbstbewusstsein im doch noch sehr antisemitisch geprägten Österreich der 1960er-Jahre. Man genoss auch die Bewunderung ehemaliger Wehrmachtssoldaten und erzählte sich so manchen Witz über die vermeintliche Verblüffung der Antisemiten. Am liebsten hatte mein Vater diesen: Der Chef eines Unternehmens,

ein ehemaliger Nazi, kommt während des Sechstagekrieges jeden Tag ein Stück euphorischer ins Büro, schwärmt über die Verwegenheit und den Schneid der Israelis und doziert über deren militärisches Genie. Am sechsten Tag kommt er jedoch völlig niedergeschlagen zur Arbeit und geht wortlos in sein Zimmer. Daraufhin gehen seine Mitarbeiter zu ihm und fragen ihn, was denn passiert sei, wo doch der Sieg der Israelis nun endgültig vollbracht sei. Woraufhin er nur knurrend erwidert: „Ich bin draufgekommen, dass das ja alles Juden sind."

Die Solidarität und auch finanzielle Unterstützung Israels kannte keine Grenzen. Mein Vater begab sich, wie viele andere, persönlich in die israelische Botschaft, um dort einen größeren Geldbetrag zu spenden. Meine ältere Schwester flog mit einem der ersten Flugzeuge nach Israel, um dort gemeinsam mit vielen Freiwilligen aus aller Welt mitzuhelfen, wo immer es ging. Bald darauf emigrierte sie überhaupt nach Israel.

In dieser Euphorie legte mein Vater auch ein eigenes Album an. Er betitelte es mit „Der Sechstagekrieg in Wort und Bild" und ordnete die gesammelten Zeitungsartikel und Fotos fein säuberlich ein. Auch italienische und englischsprachige Ausschnitte waren darunter, waren doch meine Eltern, wie erwähnt, gerade in Italien auf Kur. Oft und mit viel Stolz holte er dieses Album immer wieder hervor und ging es mit mir durch, und selbstverständlich hat es in meinem Familienarchiv einen Ehrenplatz. *nu*



Jüdische Männer und Frauen!

Israels schwerste Stunde hat geschlagen. Ihr hört alle fortlaufend die Radio- und Fernsehberichte über das dramatische Kriegsgeschehen im Nahen Osten. Israel, das ganze israelische Volk, wehrt sich gegen die arabische Aggression, gegen die angedrohte totale Vernichtung. Israels Sache ist gerecht. Es wollte und will den Frieden, es muß aber für sein Lebensrecht und für seine Lebensexistenz kämpfen.

Wir, die jüdische Bevölkerung von Wien und Österreich, stehen voll und ganz an Israels Seite und sind bereit, ihm in diesen schicksalhaften Stunden mit allem, was wir vermögen, zu helfen.

Wir rufen Euch zu einer

Solidaritätskundgebung für Israel

Donnerstag, den 8. Juni 1967, um 19.30 Uhr,
in der Stadthalle, Halle B,
Wien 15, Vogelweidplatz 14
Einlaß ab 18.30 Uhr

Es sprechen:
Bürgermeister Bruno Marek
Der Präsident der Kultusgemeinde
Dr. Ernst Feldsberg

Kommt alle. Es geht um unser aller Zukunft. Seid Euch der Schicksalhaftigkeit der Stunde bewußt.

Vor einigen Tagen hat sich ein
Solidaritätskomitee für Israel
unter dem Vorsitz des Präsidenten der Kultusgemeinde, Dr. Feldsberg, gebildet, welches die Einheit des Wiener Judentums repräsentiert.

Wir wenden uns zugleich an alle Menschen guten Willens, an unsere christlichen Mitbürger, an alle Demokraten, an alle fortschrittlichen Kräfte, an die ehemaligen KZler und Widerstandskämpfer, die sich in dieser Stunde mit Israel und seinem Volk solidarisch fühlen: Kommt auch Ihr in die Massenkundgebung und demonstriert mit uns für Israel, das einzige demokratische Bollwerk im Nahen Osten.

Es lebe Israel! Es lebe der Frieden!

Solidaritätskomitee für Israel

Anzeige

Hussein streckte die Waffen

Nasser mußte kapitulieren

Nassers Soldaten: Gefangen

Mitlapaß war „Stalingrad" für Nasser!

Sinai-Schlacht entschieden: Die ägyptischen Truppen eingekesselt

Nach der Niederlage in Sinai:

Ägypten stellt Kampf ein

Triumphaler Sieg Israels

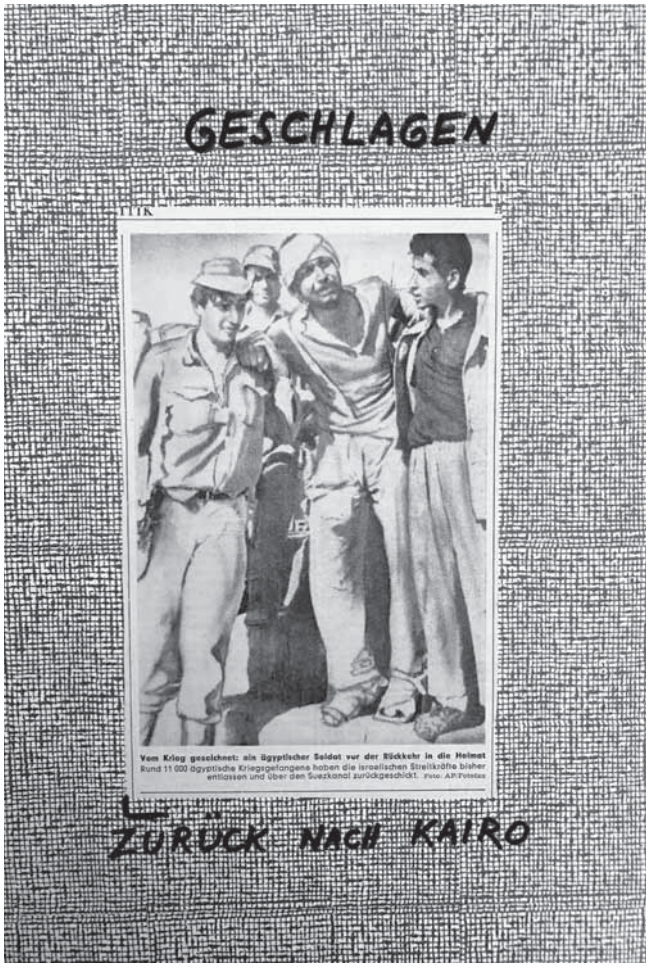
Jordanien gibt auf

Syrien schießt noch

KURIER

1 SCHILLING

Freitag, 9. Juni 1967



GESCHLAGEN

Vom Krieg gezeichnet: ein ägyptischer Soldat vor der Rückkehr in die Heimat

ZURÜCK NACH KAIRO

Was sind Alt-Oberösterreicher? Was ist Erinnern?

Über ein Jahrzehnt hindurch traf sich der nun aus dem Amt scheidende Landeshauptmann Oberösterreichs, Josef Pühringer, im Rahmen seiner Friedenslichtreisen nach Israel auch mit „Alt-Oberösterreichern" – Holocaust-Überlebende mit Wurzeln in seinem Bundesland. Dieser Kommentar erzählt von einem solchen Treffen, beschreibt die unmittelbare Reaktion des Autors und reflektiert über den Abgrund der Ungewissheit, der sich vor jedem auftun muss, der lange genug über der Frage der Erinnerung brütet.

VON FERDINAND ALTENBURG (TEXT) UND FABIAN AWWAD (FOTOS)

Im November vergangenen Jahres bot sich mir die Möglichkeit, an der – wie sich herausstellen sollte – letzten dieser Veranstaltungen teilzunehmen. So fand ich mich also im Seminarraum eines Strandhotels in Tel Aviv wieder und beäugte, wie sich auf dem gemusterten Teppichboden langsam die Teilnehmer sammelten. Diese setzten sich neben der Delegation Pühringers samt Schulchor zum Großteil aus den Alt-Oberösterreichern selbst und deren Familien zusammen. Nachdem seitenweise einleitende Worte in den unterschiedlichsten Sprachen und Mundarten zum Besten gegeben wurden, begann der Hauptakt sowohl des Abends als auch des Gedenkens. Dieser bestand aus der Verlesung der Biografien aller anwesenden Alt-Oberösterreichern durch Landeshauptmann Pühringer. Der Chor in Dirndln und Lederhosen besang anschließend die Heimatliebe; dann wurde gegessen. Ein kurzer Ausschnitt aus *Bischofstraße 7*, einer filmischen Auseinandersetzung des kürzlich verstorbenen Regisseurs Michal Shagrir mit dem Linz seiner Kindheit, wurde noch gezeigt, bevor die vielen anfänglichen Grußfloskeln schließlich ihre verabschiedenden Gegenstücke fanden.

Die Reaktion

Das erste Gefühl, dass sich mir noch während der Veranstaltung aufdrängte, war wohl Wut. Zornig war ich nicht nur wegen der zahlreichen Schönheitsfehler, sprich der pflichtbewussten Lieblosigkeit, mit der diese auf Kurztexte komprimierten Schicksale vorgetragen wurden, nicht wegen

Josef Pühringer in Tel Aviv beim Treffen mit Holocaust-Überlebenden

Es überrascht wenig, dass meine naiven Bemühungen, eine Vision für ein Gedenken der Zukunft zu schaffen, kaum Früchte trugen. Die Frage nach der Bedeutung, die der Holocaust in der Postmoderne haben soll, wie man mit ihm umzugehen hat, ist so leicht nicht zu beantworten.

der zahllosen, sich wiederholenden Versprecher, auch nicht nur der unpersönlichen Behandlung der Gäste wegen. Zwar hätte all das bei Weitem genügt, um es ins **NU** zu schaffen, doch stieß ich mich grundsätzlich an der gesamten Konzeption. Nicht jede Auseinandersetzung mit der Vergangenheit hat auszusehen wie das Theaterstück *Die letzten Zeugen*. Diese Menschen sind mehr als ihr Leidensweg. Ja, er hat sie geformt, er prägt die Beziehung zwischen ihnen und ihrer Heimat, die vielen nur noch der Geburtsort ist, und ohne ihn stünden ihre Namen nur bei goldenen Hochzeiten im Lokalblatt; doch gibt es Foren, auf denen dieser Leidensweg behandelt, Interessierten nahegebracht werden kann und muss. Hat man jedoch als Landeshauptmann den durchaus noblen Einfall, sich der einst aus dem eigenen Bundesland Vertriebenen anzunehmen, dann muss dies aus einem inneren Bedürfnis heraus geschehen. Liest man allerdings diesen Menschen bei einem Abend *für* und nicht *über* sie lediglich vor, wie sie die Schoa überlebten und nach Palästina flohen, um ihnen anschließend eine Schachtel Pralinen zu überreichen und in die Kamera zu grinsen, zeigt das, wie unsicher der Umgang in Österreich mit dem Holocaust noch immer ist und wahrscheinlich bleiben wird.

Die Reflexion

Wäre nun der vorliegende Text unmittelbar nach jenen schwer erträglichen Stunden geschrieben worden, er klänge über die gesamte Doppelseite hinweg wie der obige Absatz. Mit noch frischer Rage ließe sich leicht ein polemisch-kohärenter Verriss Pühringers schreiben, voll mit mehr oder weniger subtilen Vorwürfen, zynischen Vergleichen und einer überschaubaren Liste an Kritikpunkten und den offensichtlichen alternativen Herangehensweisen. Doch die Idee verkroch sich im Papierstapel, während der Zorn das tat, was starke, unmittelbare Gefühle oft tun – er verflog. So kann es einem passieren, dass man zu denken anfängt.

– Wie geht es weiter?

– Irgendwie bestimmt.

– Du verstehst mich nicht. Ich meine, mit dem Erinnern. Ich meine, wie geht es weiter mit der Erinnerung an den Holocaust, die Schoa, dieser vielfach beschriebenen, zunehmend historisierten, dennoch Unzählige überfordernden Tragödie?

Die Resultate

Es überrascht wenig, dass meine naiven Bemühungen, eine Vision für ein Gedenken der Zukunft zu schaffen, kaum Früchte trugen. Die Frage nach der Bedeutung, die der Holocaust in der Postmoderne haben soll, wie man mit ihm umzugehen hat, ist so leicht nicht zu beantworten. Zu zersplittert ist sie in kleinere Fragen, deren mögliche Antworten alle harmonieren müssen. Wie lässt es sich verhindern, dass Gedenken zu farb- und emotionsloser Tradition wird? Erzielt mediale Überrepräsentation nicht genau das? Wie behandelt man andere Völkermorde, beispielsweise den an den Herero und Nama, im Angesicht der Schoa? Lässt sich der Holocaust vom Nationalnarrativ Israels trennen? Muss er das? Wie geht man mit Instrumentalisierung und Respektlosigkeit um, und wie werden diese Begriffe eigentlich definiert?

Die eigene Einsicht

Im Grunde befindet sich die Menschheit seit ihrem neolithischen Sprung in jenes Hamsterrad, das sie zu dem machte, was sie heute ist, immer noch in ihrer Adoleszenz. Sie spielt mit diesem und jenem, ohne sich selbst als Einheit geistig erfasst und verstanden zu haben. Vieles, vor allem aber diese unbegreiflichen Ereignisse wie der Holocaust, rufen uns diese Ahnungslosigkeit in Bezug auf uns selbst in Erinnerung. Ohne die großen Erkenntnisse bleibt uns als adäquater Rahmen nur der des Individuums. Sobald man in die Baracken von Auschwitz und auf die Schreibtische der Nazis blickt, sieht man auch in die eigene Seele, erkennt die eigene innere Dissonanz, das kleine, unverständliche, individuelle Chaos. Wertvolle Erinnerung passiert nicht im Kollektiv, denn da sind andere Kräfte am Werk. Gedenken, das Auswirkungen auf die Gegenwart hat, geschieht in Momenten der Einsicht des Einzelnen, und die Gemeinschaft kann nur versuchen, solche zu ermöglichen. Sich gemeinsam auf Knopfdruck an vergangenes Leid zu erinnern, in der Hoffnung, damit zukünftiges zu verhindern, ist sinnlos. Langfristig, mit zunehmender zeitlicher Entfernung, gilt es wohl, den Holocaust primär als fundamental menschliche Thematik zu betrachten, um uns durch ihn besser zu verstehen. *nu*

Der Kampfflieger der Zukunft

Das Tarnkappen-Mehrzweckflugzeug F-35 ist der modernste Flieger der Welt.

VON RENÉ WACHTEL

Alle waren sie da, nur die Hauptdarsteller verspäteten sich. Am 12. Dezember 2016 waren die Spitzen des Staates Israel zum Militärflughafen Nevatim bei Beer-Sheva gepilgert. Staatspräsident Reuven Rivlin, Ministerpräsident Benjamin Netanjahu, die gesamte Führung der israelischen Verteidigungsstreitkräfte, unzählige Militärattachés befreundeter Länder und auch der damalige Verteidigungsminister der Vereinigten Staaten von Amerika, Ashton Carter, waren gekommen. Die Ehrengäste aber, die ersten zwei Tarnkappen-Mehrzweckkampflugzeuge „F-35 I Adir" (auf Deutsch „großartig") aus den USA, hatten wegen Nebels in Italien nicht rechtzeitig starten können, um ihre neue Heimbasis in Israel zu erreichen.

Als der israelische Präsident Rivlin schließlich die Hoheitsinsignien von Israel auf den beiden Flugzeugen anbrachte, brandete Jubel auf. Die fünfte Generation israelischer Kampflugzeuge konnte in Verwendung genommen werden. Israel ist das erste Land außerhalb der USA, das diese Kampflugzeuge besitzt. Ein Meilenstein für die „Israel Defense Force" und für den Staat Israel.

Einsatz israelischer Technologie

Das Tarnkappen-Mehrzweckflugzeug vom Typ F-35 ist der modernste Flieger der Welt. Sein Erstflug fand im Dezember 2006 statt. Seit dem Jahr 2011 läuft die Serienproduktion für die US-Luftwaffe. Das Besondere an diesem Flugzeug sind seine einzigartigen Tarnkappeneigenschaften, welche im Vergleich zu bisherigen Kampfflugzeugen (wie F-15 und F-16) die Erkennbarkeit durch feindliches Radar auf einen Bruchteil reduzieren. Das war auch einer der wichtigsten Gründe, warum Israel sich für den Kauf der F-35 entschied. Wegen der aktuellen Bedrohungen des Staates Israel braucht das Land Kampfflugzeuge mit großer Reichweite, die imstande sind, angreifende gegnerische Lenkwaffen zu neutralisieren. Federführend bei den Verhandlungen mit den USA im Jahr 2010 war der damalige israelische Verteidigungsminister Ehud Barak. In einem ersten Schritt wollte Israel zwei Flugstaffeln mit insgesamt 33 F-35-Maschinen aufstellen. Im Laufe der Verhandlungen wurde noch ein Vertrag über die Beschaffung von zusätzlichen 17 Maschinen für eine dritte Staffel vereinbart. Somit wird Israel insgesamt 50 Flugzeuge der Serie F-35 A besitzen.

Einer der wichtigsten Punkte in den Verhandlungen mit den USA und Lockheed Martin (dem Produzenten dieses Flugzeuges) war, dass Israel in seinen F-35 auch israelische Technologie einbauen und einsetzen darf. Dies war ein Knackpunkt bei den Verhandlungen, denn die USA beharrten lange Zeit auf dem Standpunkt, dass an den Maschinen keinerlei Veränderungen vorgenommen werden dürfen. Hier konnte sich aber der israelische Standpunkt durchsetzen, und die USA erlaubte schließlich den Einsatz israelischer Technologie. Sollte die USA auch arabische Staaten mit Kampflugzeuge des Typs F-35 ausstatten (z.B. hat auch Saudi-Arabien F-16 Kampfflieger), soll die israelische Überlegenheit in der Luft dank der eigenen überlegenen Technologie an Bord weiterbestehen. Der Einbau eigener israelischer Kom-

© GUO YU XINHUA/EYEVINE/PICTUREDESK.COM

Der israelische Präsident Rivlin platziert das IAF-Symbol auf einem Tarnkappen-Mehrzweckflugzeug des Typs F-35

Das Besondere an diesem Flugzeug sind seine einzigartigen Tarnkappeneigenschaften, welche im Vergleich zu bisherigen Kampfflugzeugen (wie F-15 und F-16) die Erkennbarkeit durch feindliches Radar auf einen Bruchteil reduzieren.

munikations- und Kontrollsysteme erlaubt die technologische Verbindung mit allen Einrichtungen der israelischen Streitkräfte in kürzester Zeit. Ein spezielles elektronisches Kampfführungssystem, eigene Waffen- und Raketensysteme und auch die Außenflügel (entwickelt von Israel Aerospace Industries) kommen aus Israel. Neben einem eigenen, komplett neuentwickelten Helmsystem für die F-35 I plant Israel auch die Entwicklung einer zweisitzigen Version.

Überlegenheit der „Großartigen“

Auch bei der Wartung der drei Staffeln F-35 I macht sich Israel eigenständig. Das Angebot des Herstellers Lockheed Martin, in Israel ein Wartungszentrum aufzubauen, wurde abgelehnt. In einem eigenen Trainingssystem wird in besonderem Maße auf die Arbeit in Simulatoren gesetzt. Damit sollen die Kosten für Test- und Wartungsflüge verringert werden, sodass die Arbeit mit den Piloten für den Kampfeinsatz ausgiebig geübt werden kann.

Die ersten zwei F-35 I sind im Dezember 2016 auf ihrem Stützpunkt gelandet. Bis Ende 2017 soll die erste F-35-Staffel voll einsatzfähig sein. Damit wird eine Aussage von Israels ehemaligem Verteidigungsminister Ehud Barak Wirklichkeit: „Die F-35 I ist das Kampfflugzeug der Zukunft und erlaubt Israel, seinen Vorsprung in Technologie und Luftüberlegenheit in der Region beizubehalten. Die F-35 I Adir gibt den israelischen Luftstreitkräften eine größere Überlegenheit in Nah und Fern und hilft die Sicherheit des Staates Israel zu gewährleisten.“ *nu*

Fünf Meilensteine in der militärischen Flugzeugbeschaffung seit der Gründung des Staates Israel:

1. Generation: 1948/1949 die ersten Kampfflugzeuge Avia S-199 (ehemalige Messerschmitt 109 aus tschechischer Produktion), die Spitfire aus England und die Mustang aus den USA
2. Generation: die ersten Düsenkampfflugzeuge Dassault Ouragan und Gloster Meteor Mitte der 1950er-Jahre
3. Generation: die Flugzeuge der 1960er- und 1970er-Jahre Mirage III und Phantom F-4
4. Generation: die Mehrzweckkampflugzeuge F-15 und F-16
5. Generation: die F-35 I Adir

בס"ד
JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum
Adalbert-Stifter-Straße 18
A-1200 Wien
T 43 1 33106 500
F 43 1 33106 333
E bildung@jbbz.at
H www.jbbz.at
DVR: 0985911
ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0

AMS
Arbeitsmarktservice Österreich
Vorstand, KundInnen und MitarbeiterInnen des JBBZ wünschen Ihnen allen Pessach Sameach!

© ABIR SULTAN/EPA/PICTUREDESK.COM

„Das Leben war ein Märchen“

Bei einem Treffen in Zagreb zum Internationalen Gedenktag für die Opfer des Holocaust und der Eröffnung der Ausstellung „A Good Day“ von Andrew Mezvinsky bot sich die Gelegenheit zu einem Gespräch mit Branko Lustig. Für *NU* erklärt der zweifache Oscarpreisträger, was ihn auf dem langen Weg von Auschwitz nach Hollywood bis heute geprägt hat.

VON IDA SALAMON

Wenn Branko Lustig spricht, herrscht Stille im Saal. Er belehrt nicht, sondern teilt den Menschen im Publikum seine schrecklichen Erinnerungen mit. Das hat er auch als Produzent von *Schindlers Liste* gemacht, einige Szenen im Film stammen aus seinem Leben.

Lustig teilt auch einige Gemeinsamkeiten mit dem italienischen Schriftsteller Primo Levi: Beide haben Chemie studiert, beide haben Auschwitz-Birkenau überlebt und haben sich ein Leben lang mit den prägenden Erfahrungen im Konzentrationslager auseinandergesetzt. Branko Lustig wird heuer 85 Jahre alt, aber er macht weiter, trifft sich mit SchülerInnen in Kroatien, nimmt am March of the Living teil und verpasst keine Gelegenheit, darum zu bitten, den Holocaust nicht zu vergessen. Das tat er auch in Zagreb anlässlich der Eröffnung der Ausstellung *A Good Day,* in der sich der Künstler Andrew Mezvinsky mit Primo Levis Betrachtungen zum Überleben in Auschwitz auseinandersetzt. Die Ausstellung wurde vom Jüdischen Museum der Stadt Wien in Zusammenarbeit mit dem Kulturforum der österreichischen Botschaft in Zagreb und dem Festival of Tolerance organisiert und am Internationalen Gedenktag für die Opfer des Holocaust eröffnet.

Die multimediale Ausstellung basiert auf einer Installation von Andrew Mezvinsky und wurde von Direktorin Danielle Spera für das Museum am Judenplatz im Jahr 2013 kuratiert. *Ein guter Tag*, das siebte Kapitel des Buches *Ist das ein Mensch* von Primo Levi, beschreibt einen „guten Tag“ in Auschwitz. Auf die Frage, was für ihn ein guter Tag war, antwortet Branko Lustig, der als Bub nach Auschwitz deportiert wurde: „Ein ‚guter Tag‘ im Lager war für mich einer, an dem ich aufgewacht bin, mich am Arm oder Bein gezwickt habe und realisiert habe, dass ich noch immer lebe.“

NU: Ihre Kindheit haben Sie in Osijek im östlichen Kroatien verbracht. Haben Sie Erinnerungen an diese Zeit?

Lustig: Es gab dort das Kino Urania auf dem gleichen kleinen Platz, wo unsere Wohnung war, und ich kann mich erinnern, dass ich dort Micky-Maus- und Goofy-Filme gesehen habe. Aber wir mussten dann Osijek verlassen, weil die Ustascha begann, meinen Vater zu malträtieren. Sie haben ihn in ein Heim gebracht, wo er auf Stacheldraht laufen musste. Am nächsten Tag sind mein Vater – mit verletzten, blutigen Füßen –, meine Mutter und ich nach Čakovec geflohen. Von dort wurden wir nach Auschwitz deportiert, mein Vater wurde im Lager umgebracht.

Ihre Familie war nicht religiös und Sie zögern nicht, öffentlich zu sagen, dass Sie nicht an Gott glauben.

Meine Großmutter und mein Großvater waren religiös. Er wurde in Jasenovac umgebracht. Deswegen war ich sehr betroffen, als der Regisseur Jakov Sedlar den Film *Jasenovac – Die Wahrheit* gedreht hat, in dem er das KZ Jasenovac so darstellt, als sei dort eigentlich nichts passiert.

Die Juden haben solche Schrecken erlebt, dass ich es für unmöglich halte, dass es jemanden gibt, der erlaubt, dass sein auserwähltes Volk so viel leidet und umkommt. Wie kann ich da noch glauben?

Sie haben einmal gesagt, dass Vergebung der einzige Ausweg ist.

Ja, ich habe allen vergeben. Aber ich habe nicht vergessen! Wir alle dürfen nicht vergessen. Es gibt einige nationalsozialistische Organisationen, und wir dürfen nicht zulassen, dass sie die Macht übernehmen und dass die jungen Menschen zu Nazis erzogen werden.

Sie betonen die Bedeutung der Bildung für die Jüngeren, reisen durch Kroatien und erzählen von Ihren Erfahrungen. Von der Tageszeitung „Slobodna Dalmacija“ wurden Sie einmal geklagt, weil Sie Schülern die Botschaft vermittelten, nicht an Gott zu glauben.

Das war ein Missverständnis im Zusammenhang mit einer Passage aus dem Film *The Last Flight of Petr Ginz*, und *Slobodna Dalmacija* hat das ausgenützt. Ginz fragt sich in dem Film, wieso die Deutschen, die ein Kultur-

„Mit dem Film *Schindlers Liste* haben wir den Oscar gewonnen. Bei der Preisverleihung habe ich gesagt, dass es ein langer Weg von Auschwitz bis zu diesen Brettern hier war."

volk sind, wieso diese Menschen, die wunderschöne Kirchen bauen, solche Verbrechen begehen und Menschen töten können. Dann habe ich gesagt, dass ich nach all dem, was ich in Auschwitz erlebt habe, nicht glauben kann, dass es Gott gibt. Die Journalisten haben meine Aussage aus dem Zusammenhang gerissen und geschrieben: „Branko Lustig zu Zadars Hauptschülern: Gäbe es Gott, gäbe es den Holocaust und Jasenovac nicht." Es war fürchterlich. Ich habe aber aus aller Welt Unterstützungserklärungen bekommen.

Die Begegnung mit Ihrer Mutter gleich nach dem Krieg war unerwartet. Sie haben geglaubt, dass sie tot ist, und sie glaubte, dass Sie nicht mehr leben.

Ein Serbe aus Belgrad, Jovan Arsenijević, hat mich gefunden und aus Bergen-Belsen gerettet. Als ich ihm erzählte, wie ich nach Auschwitz und Bergen-Belsen gebracht wurde und sagte, dass meine Mutter umgebracht wurde, hat er geantwortet, dass das nicht stimmt. Denn er habe von einer Frau genau dieselbe Geschichte gehört, und sie habe von ihrem Sohn Branko erzählt. Ich habe meine Mutter nicht so leicht gefunden, da er sich nicht mehr erinnern konnte, in welche Baracke er sie gebracht hatte. Als ich sie gefunden habe, waren nur Partisaninnen um sie. Wir beide sind dann in einem Viehwagen, allerdings diesmal mit Heu beladen, nach Čakovec gefahren.

Jovan war Leutnant, ich habe seine Adresse verloren und leider keinen Kontakt mehr mit ihm gehabt.

Sie meinen, dass das Glück Sie verfolgt, seitdem Sie im Lager waren?

Ja. Alles ist nur eine Frage des Glücks, falls man an Glück glaubt. Ich sage, es war Schicksal, so war es vorgesehen.

Nach dem Krieg gingen Sie nach Čakovec zurück und danach nach Zagreb?

Ich habe noch zwei Klassen in Čakovec absolviert und ging danach nach Zagreb, wo ich Chemie inskribierte. Ich habe das Studium aber abgebrochen – es hat so gestunken im Labor – und begann mich mit der Schauspielerei zu beschäftigen. Ich war in das Schauspielen verliebt. Ich wurde an der Schauspielakademie aufgenommen, habe sie abgeschlossen und begann, als Moderator in Kinos zu arbeiten. Im Jahr 1955 sind die Deutschen nach Zagreb gekommen, um den Film *Ich denke oft an Piroschka* zu drehen. Sie haben jemanden gesucht, der das Ganze organisiert und übersetzen kann. Ich spreche nämlich Ungarisch, Serbisch und Deutsch, und es wurde am Palić-See bei Subotica gedreht, das Filmproduktionsstudio Jadran hat mich vermittelt. Der damaligen Star Liselotte Pulver spielte in dem Film, ebenso wie Gunnar Möller. Es ist ein Wunder, dass ich mich an die Namen erinnere. Ich war zwei Monate in Subotica, habe gelernt zu trinken und zu singen. Das Leben war ein Märchen.

Apropos Jugoslawien nach dem Zweiten Weltkrieg, Sie haben auf der Baustelle der Autobahn „Straße der Brüderlichkeit und Einheit" gearbeitet.

Uuh, das habe ich vergessen, die 103. Brigade! Ich habe dafür sogar einen Orden bekommen und außerdem ein Radiogerät, das ich meiner Mutter geschenkt habe. Alle diese Orden aus der Nachkriegszeit hebe ich auf, wie auch den Orden der französischen Ehrenlegion. Nach dem Film *Piroschka* bin ich zu Regisseur Branko Bauer gekommen und habe mit ihm am berühmten Film *Dreh Dich nicht um, mein Sohn* mitgearbeitet. Danach folgte ein Film nach dem anderen.

Wie war es für die Juden in Jugoslawien nach dem Zweiten Weltkrieg?

Niemand hat uns gestört. Der Erste, der zu mir schlecht war und mich beleidigt hat, war der Politiker Simo Dubajić. Er hat gesagt, dass Hitler uns alle vernichten hätte sollen. Deswegen haben sie ihn aus der Kommunistischen Partei hinausgeworfen.

Sie sind im Jahr 1987 in die USA gegangen.

In den USA begann ich gleich mit der Arbeit an zwei Serien, *The Winds of War* und *War and Remembrance*. So lernte ich den Produzenten des Fernsehprogrammanbieters HBO kennen und wurde selbst zum ersten Mal Produzent bei dem Film *Wedlock* mit Mimi Rogers und Rutger Hauer. Eines Tages kam ein Anruf aus Hollywood. Es war das Büro von Steven Spielberg, und man lud mich ein, vorbeizukommen. „Warum nicht", sagte ich. Spielbergs Produzent hat mich gefragt, ob ich an einem Film mitarbeiten möchte. Ich habe das Drehbuch bekommen, und es wurde ein Treffen mit Steven vereinbart. Wir redeten zwei Stunden lang. Seine Sekretärin kam immer wieder herein, aber er wollte immer noch mehr von mir hören. Ich habe ihm meine eintätowierte Nummer gezeigt, und er hat sie geküsst.

Warum hat er die Nummer geküsst?

Es gibt eine Geschichte bei den Juden: Wer die Nummer aus dem Lager küsst, kommt nach dem Tod direkt in den Himmel. Einmal war ich mit Studenten aus Zagreb in Auschwitz und ich hatte ein Sommershirt an. Die dort anwesenden jüdischen Studenten haben die Nummer gesehen und begonnen sie zu küssen. Sie sind Schlange gestanden, unglaublich!

Warum hat Spielberg gerade Sie für den Film ausgewählt?

Ich habe ihm von meinem Leben erzählt, und er sagte: „Du bist mein Produzent." Diese Szene in der Latrine, die im Film vorkommt, so etwas ist mir auch passiert. Ich habe ihm das auch erzählt, und er hat meine Geschichte für den Film *Schindlers Liste* genutzt. Ich war Berater und Assistent am Set, und das war das einzige Mal, dass ich geweint habe. Mit diesem Film haben wir den Oscar gewonnen. Bei der

Preisverleihung habe ich gesagt, dass es ein langer Weg von Auschwitz bis zu diesen Brettern hier war.

Wie ist Ihre Karriere in den USA weiter gelaufen?

Ich wurde Spielbergs Produzent und arbeitete danach mit dem Regisseur und Produzenten Ridley Scott. Steven Spielberg hat mich weiterempfohlen. Ich habe auch mit George Clooney und Nicole Kidman gedreht und am Film *Gladiator* mitgearbeitet, für den ich das halbe Team aus Kroatien holte. Ich habe einen zweiten Oscar gewonnen, es ging bergauf, aber dann haben meine Frau Mirjana und ich uns entschieden, dass wir zurückkehren. Wir haben alles verkauft und sind zurückgekommen. Ich bereue es absolut nicht. Man sollte zu Hause sterben.

Sie haben beim Entstehen der Survivors of the Shoah Visual History Foundation mitgewirkt?

Steven Spielberg und ich sind mit seinem Privatjet von Krakau nach Los Angeles geflogen. Er ist auf der Couch gelegen und hat gerade ein Buch von Elie Wiesel gelesen. Er hat überhaupt Tag und Nacht gelesen. Er sagte, dass er auf die Idee gekommen ist, dass man von allen Überlebenden eine Aussage filmen soll, und fragte mich, wie viel das kosten würde. Ich fragte zurück, was er mit „alle" meinte, und er antwortete: „Alle Überlebenden." Darauf sagte ich, dass ich nicht weiß, wie viele überlebt haben, und er dazu: „Dann müssen wir das herausfinden." Es waren 650.000 Überlebende. Ich habe die Information von Yad Vashem erhalten.

Sie haben den Oscar, den Sie für „Schindlers Liste" bekamen, an die Gedenkstättte Yad Vashem übergeben?

Ich habe den Oscar im Juli 2015 Yad Vashem geschenkt. Zu Hause stand er in einer Anrichte meiner Mutter. Die Anrichte ist zwar wunderschön, aber wenige Menschen konnten den Oscar sehen. Nur Mirjana, unsere Tochter Sara und ich. Ich sagte, es müssen mehr Menschen den Oscar sehen, und die beiden waren einverstanden.

Sie haben mehrmals am March of the Living teilgenommen und im Jahr 2011 haben Sie dort die religiöse Mündigkeit, die Bar Mizwa, nachgefeiert. Was für eine Erfahrung war das für Sie?

Ich habe meine Bar Mizwa in Anwesenheit von 10.000 jungen Menschen gemacht, vor genau jener Baracke, in der ich in Auschwitz gefangen war. Das Gebet habe ich auf dem Weg nach Auschwitz gelernt.

Sie sind Präsident des Festival of Tolerance. Wie hat Ihr Engagement begonnen?

Ich war zufällig während des ersten Jüdischen Filmfestivals im Jahr 2007 in Zagreb. Die Direktorin Nataša Popović hat mich dann als ersten Gast eingeladen. Nach diesem ersten erfolgreichen Festival, wo ich alle Filme gesehen habe, hat mir Nataša angeboten, Präsident des Festivals zu werden. Mit der exzellenten Organisatorin Nataša Popović mache ich das nun gemeinsam seit zehn Jahren. Wir haben als Jüdisches Filmfestival begonnen, und daraus ist dann das Festival of Tolerance entstanden. Neben Filmen zeigen wir auch Ausstellungen, wie diese von Andrew Mezvinsky, *A Good Day*, anlässlich des Internationalen Gedenktags für die Opfer des Holocaust.

Haben Sie am Ende unseres Gesprächs eine Botschaft an die NU-Leser?

Alle sollten mit alle Kräften mithelfen, dass sich der Holocaust nie wiederholt. Das ist die einzige Botschaft. Können Sie sich vorstellen, das alles zu erleben? Das wäre furchtbar! *nu*

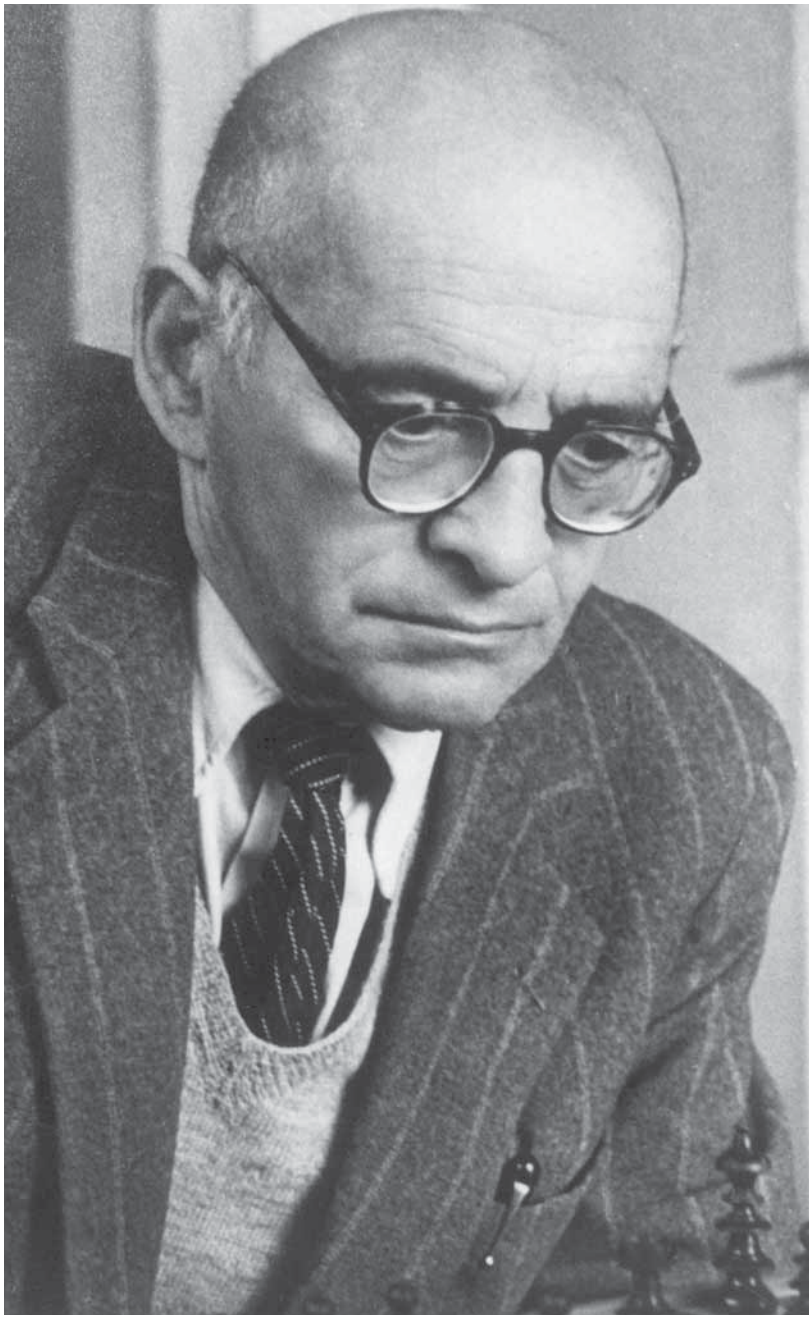
© IDA SALAMON

Branko Lustig signiert den von ihm verfassten Appell an die AusstellungsbesucherInnen, daneben ein Detail aus Andrew Mezvinskys Installation *A Good Day*:

„Ja, Du ahnst richtig, ich bin auch einer, der nach der Ankunft in Auschwitz mit der Parole ‚Arbeit macht frei' empfangen wurde und mit einem Lastwagen zur Arbeit in die Kohlenmine Fürstengrube gebracht wurde. Leider, die meisten gleichaltrigen Gefangenen haben nicht überlebt. Ihre Asche ist in den Flüssen und Wäldern Polens verstreut. Aber einige von uns sind übriggeblieben und wir haben diese Ausstellung vorbereitet, um zu versuchen, auf Dich Einfluss zu nehmen, dass Du alles tust, dass sich dies niemals wiederholt. Danke für Deine Unterstützung in unserem Vorhaben, dass wir auch in diesem Jahr den Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust noch besser machen."

Entwurzelt, vergessen: Leo Perutz im Exil

© GIL OR, ATELIER/ÖNB-BILDARCHIV/PICTUREDESK.COM



Leo Perutz im Jahr 1954

Einst in seiner Heimat gefeiert, geriet der österreichische Schriftsteller Leopold Perutz im Exil in Vergessenheit. Erst langsam wird er von Literaturwissenschaft und deutschsprachigem Publikum wiederentdeckt. Heuer jährt sich sein Todestag zum 60. Mal.

VON FELIX MICHLER

Die Beschäftigung mit dem Außenseiter Leopold Perutz lohnt: Seine Romane beweisen für ihr Genre seltene Qualität und Vielschichtigkeit, sind reißerisch angelegt und genial durchdacht. Oft erzählt er von den Abenteuern bedeutender Persönlichkeiten wie Leonardo da Vinci oder Johannes Kepler, lässt diese, mit einer gewissen Ironie, unglaubliche Abenteuer erleben. Dabei versteht es Perutz, Mythen und Legenden, Anekdoten und volkstümliche Erzählungen, historische Fakten und nicht zuletzt all das, was seiner eigenen Fantasie entspringt, in einem Text zu bündeln.

Erfolg in einem untergehenden Wien

Perutz ist im Wien der Zwischenkriegszeit durchaus erfolgreich: Seine Romane und Drehbücher, fantastische und Kriminalliteratur, verkaufen sich gut; die Kritiker, darunter Kurt Tucholsky, der die neu erscheinenden Werke immer wieder rezensiert, sind ihm wohlgesonnen. Regelmäßig verkehrt er mit Kollegen wie Torberg und Polgar, führt Korrespondenzen mit Brecht und Musil.

Biegt man heute von der Ben-Gurion-Allee in die Rehov Gottlieb ein, so findet man sich vor dem Haus wieder, in dem Perutz in seinen Exiljahren gelebt hat.

Auch Adorno und Hitchcock verfolgen seine Veröffentlichungen mit Interesse. Er gilt als disziplinierter Kaffeehausgeher – beinahe täglich trifft man ihn dort –, und wenn er nicht schreibt, ist er in oftmals hitzige Diskussionen mit angesehenen Mitgliedern der Wiener Gesellschaft verwickelt. Kurz, er ist eine bekannte Persönlichkeit in der Stadt. Doch aufgrund seiner jüdischen Herkunft muss Perutz Ende der 1930er-Jahre mit seiner Familie fliehen. Über Italien kann er schließlich nach Tel Aviv auswandern. Und obwohl es ihm materiell an nichts fehlt, gerät er hier in eine schwere Schaffenskrise.

Tel Aviv

Die einst erfolgreichen Werke finden in Europa keinen Absatzmarkt mehr, der jüdischen Bevölkerung in Palästina fehlt schlicht das Interesse an einem weiteren Diaspora-Schriftsteller. So verlaufen bereits begonnene Projekte im Sand oder stehen zumindest still; Perutz schreibt viele Jahre lang an einem Roman, der auf der „Mayflower" spielen soll, verbringt deshalb viel Zeit mit Bibliotheksrecherchen, doch mehr als Fragmente davon sind nicht erhalten. Es wird viele Jahre dauern, bis sich andere Ideen zu etwas entwickeln, was auch tatsächlich in den Druck gehen kann. So wird in den nächsten 20 Jahren neben dem posthum publizierten *Der Judas des Leonardo* nur noch ein großes Werk veröffentlicht werden, eine in den Notizbüchern lange Zeit als „Meisls Gut" bezeichnete Novellensammlung, die in Prag, der Geburtsstadt des Schriftstellers, spielt: *Nachts unter der steinernen Brücke.*

„Nachts unter der steinernen Brücke"

In vielen Aspekten ist die Novellensammlung ganz nach Perutz'scher Art. Erneut beweist er die Fähigkeit, Reales mit Fantastischem zu vermischen, lässt historische Personen Dinge erleben, die so unwahrscheinlich wie originell sind – und macht es seiner Leserschaft nicht allzu leicht, der Handlung zu folgen. Denn jene ist wieder einmal selbst herausgefordert, mitzudenken und zu entwirren, was auf den ersten Blick als Netz lose verbundener Anekdoten und Episoden aus dem Leben verschiedener Menschen erscheint, sodass am Ende eine schlüssige und chronologische Handlung sichtbar wird. Perutz schildert die Begebenheiten um Kaiser Rudolf II., den reichen Mordechai Meisl und den Rabbi Löw, erzählt, wie die Schicksale dieser Menschen auf verschiedene Weisen miteinander verknüpft sind. Auch gibt er Stimmen vom Rand der Gesellschaft, Landstreichern und zum Tode Verurteilten, eine Bühne, deren Erlebnisse erst auf den zweiten Blick wichtig für das Verständnis der Handlung sind. Und trotz des Witzes, mit dem Perutz seine Geschichten erzählt, entbehrt das Werk nicht einer gewissen Tragik. Denn der Kaiser verliebt sich in Meisls Ehefrau; da er die Jüdin nicht heiraten kann, besucht er sie von nun an mit Hilfe des Rabbis im Traum. Dieser Ehebruch aber hat verheerende Folgen für die jüdische Gemeinschaft Prags. Der Versuch des Rabbi, die alte Ordnung wiederherzustellen, scheitert; und alles gerät nur noch mehr außer Kontrolle.

Die Veröffentlichung des Buches im Jahr 1953 ist für den Autor ein sehr emotionales Ereignis. Schon in den 1920er-Jahren finden sich erste Aufzeichnungen dazu in seinen Notizbüchern; es ist ein Text, der Perutz immer wieder Kopfschmerzen bereitet, oft lässt er das Projekt für Monate ruhen, um sich ihm später mit neuer Begeisterung zu widmen; und umso schmerzhafter sind die Reaktionen, die auf die lange Zeit der Arbeit folgen. Zwar wird das Buch von Kritikern hoch gelobt; Markt findet es zunächst aber keinen. Noch dazu geht der Verlag in Konkurs.

Nachspiel

Mit Hilfe von Jorge Luis Borges können einige Romane schließlich ins Spanische übersetzt und in Südamerika vertrieben werden, wo besonders *Der Marques de Bolibar* Erfolg hat. Im deutschsprachigen Raum wird Perutz erst in den letzten Jahren wiederentdeckt, anlässlich seines 50. Todestages erschien eine Neuauflage im dtv-Verlag, der Germanist Hans-Harald Müller veröffentlichte zur ungefähr selben Zeit eine Biografie.

Im Exil lernt Perutz Jerusalem zu schätzen. In einem Brief an den Schauspieler Otto Schmöle schwärmt er von der Altstadt mit ihren engen Gassen und dem orientalischen Charme – umso mehr missfällt ihm die Verwestlichung der Stadt nach der Staatsgründung. Tel Aviv wird ihm immer fremd bleiben. Sobald es wieder möglich ist, unternimmt er Reisen nach Mitteleuropa, schließlich auch nach Österreich. Doch seine Zukunft in Europa sieht er nüchtern. Nach dem Krieg schreibt er an seinen Bruder: „Lieber Paul, glaubst Du wirklich im Ernst, daß meine Bücher 1946 im neuen Deutschland erscheinen werden? (…) Wird es denn in diesem Deutschland außer Schrebergärten noch etwas geben. Verleger? Zeitungen? Filmgesellschaften? Und wenn ja, – werden sie noch meinen Namen kennen?" Dennoch nimmt er einige Jahre nach Kriegsende zusätzlich die österreichische Staatsbürgerschaft wieder an. Von nun an lebt er sowohl in Israel als auch in Österreich. 1957 stirbt er in Bad Ischl.

Biegt man heute von der Ben-Gurion-Allee in die Rehov Gottlieb ein, so findet man sich vor dem Haus wieder, in dem Perutz in seinen Exiljahren gelebt hat. Es scheint, als hätte sich der Staat Israel genauso wenig mit Perutz anfreunden können wie der Schriftsteller mit seiner neuen Heimat. Denn der Erfolg seiner Werke bleibt hier auch nach seinem Tod überschaubar. An seinem Wohnhaus findet sich bis heute keine Tafel, die an Perutz erinnert. *nu*

Leopold Perutz (1882-1957) war ein österreichischer Schriftsteller und Versicherungsmathematiker. Zu seinen wichtigsten Werken zählen neben *Nachts unter der steinernen Brücke* auch *Der schwedische Reiter* und *Der Meister des jüngsten Tages.*

„Ich bin ein guter Selbstheiler“

Fredi Brodmann, Grafiker, Cartoonist und Uhrenproduzent aus Wien, hat der Stadt vor fast vierzig Jahren den Rücken gekehrt. Er lebt und arbeitet heute in New York. Die „Normalzeituhr“, die er als Armbanduhr gestaltet hat, bringt ihn mit seiner Geburtsstadt wieder in Einklang. Nach vielen anderen Uhrenmodellen, die Brodmann seit Jahren für das Handgelenk entwirft, ist nun die bekannte Wiener Würfeluhr aus dem beginnenden 20. Jahrhundert, die vor zehn Jahren aus dem Wiener Stadtbild verbannt werden sollte, sein neues Erfolgsprodukt. *Danielle Spera* hat Fredi Brodmann im Café Europa in New York getroffen.

FOTOS: RACHEL ENGELBERG

NU: Wo bist du zu Hause, in Wien oder in New York?

Brodmann: Diese Frage stelle ich mir immer wieder und finde immer wieder dieselbe Antwort: Ich bin auf dem Weg zu Hause. Eigentlich bin ich dort zu Hause, wo meine Beziehungen sind, meine Freundschaften. Durch meine vielen Reisen bin ich ein Weltbürger geworden oder geblieben. Für Juden ist das ja ohnehin eine sehr vertraute Überlebenstaktik.

Du hast viele verschiedene Talente – Grafiker, Cartoonist, Uhrenbauer, was ist deine Berufung?

Wenn man ein Grundtalent im kreativen, künstlerischen Bereich hat, dann sind die Anwendungsmöglichkeiten unbegrenzt. Ich glaube, dass aufgrund meiner Persönlichkeit der Humor eine wesentliche Komponente ist, die alle meine Arbeiten beeinflusst. Für mich ist ein Konzept nur dann gelungen, wenn irgendetwas von diesem Pigment Humor mitschwingt.

Die „Normalzeit“ macht jetzt Furore, du hast ja schon seit langem Uhren designt.

Meine Karriere habe ich als Grafiker, Cartoonist und Illustrator begonnen. In den 1980er-Jahren habe ich mich in meinen Cartoons mit der Zeit beschäftigt, dadurch bin ich zur Uhrenproduktion gekommen. Die „Normalzeit“ ist tatsächlich ein ganz besonderes Projekt geworden. Vor zwei Jahren kam ich auf der Möbelmesse in New York durch Zufall an einem österreichischen Stand vorbei – die Firma Lichterloh mit ihrem Besitzer Christoph Stein –, da sah ich die legendäre Würfeluhr. Ich war wie hypnotisiert. Es war wie ein Flashback in meine Vergangenheit. Mit dieser Uhr hat es eine große Bewandtnis in meinem Leben, von klein auf. Ich fuhr oft mit meiner Oma in der Straßenbahn, vom Schwedenplatz zur Oper. Am Schwedenplatz war eine Würfeluhr, und meine Oma sagte, schau Fredi, es ist 12 Uhr, und bei der Oper sagte sie, schau Fredi, jetzt ist es schon 12:15, vierteleins sagt man auf Wienerisch. So

„Ich bin auf dem Weg zu Hause.“

habe ich die Zeit gelernt. Also ich habe eigentlich auf dieser Uhr trainiert und war schon von jeher kalibriert und darauf eingestimmt. Ich fragte Christoph Stein, weshalb er sie nicht als Armbanduhr erzeugt. Darauf antwortete er, dass er bisher niemanden gefunden habe. Ich erwiderte: „Hier bin ich!“, wir fielen einander in die Arme, heute gibt es ein ganzes Set an Normalzeit-Produkten. Diese Begegnung auf der Messe hat dazu geführt, dass es gelungen ist, mich auch beruflich wieder mit Wien zusammenzubringen.

Du bist ja in den 1970er-Jahren aus Wien ein bisschen im Groll weggegangen, nach München.

In Wien war alles so eng und nichts ging. Der Neid, die „Hackl ins Kreuz“-Mentalität sind mir sehr auf die Nerven gegangen. Ich hatte das Gefühl, ich muss mich befreien. Das Normalzeit-Projekt hat mich wieder mit Wien versöhnt.

Zweig, Polgar, Roth, Altenberg, Torberg, diese Schriftsteller haben mein Leben geprägt, sehr viel von dieser literarischen Ader habe ich durch mein Wegziehen aus Wien verloren, da ich ja ein ganz anderes Leben in den USA begonnen habe, als ich hier ankam. Die Beschäftigung mit der Normalzeit hat mich schnurstracks wieder an meine Wurzeln zurückgebracht, ich fühle mich wieder komplett. Dadurch hat Wien wieder eine große Bedeutung bekommen. Ich möchte mein Wien heute nicht mehr missen.

Wie hast du das Leben in Deutschland empfunden, in diesen Jahren, die auch noch sehr durch die Last des Nationalsozialismus geprägt waren?

Ich habe mich dieser Atmosphäre als Cartoonist natürlich ironisch gestellt, in meinen Cartoons. Ich fand es sowieso etwas sonderbar. Wien, München, New York, also eine absurde Kombination von Stätten der Betätigung, das war fast eine typische Emigrantengeschichte, nur ohne die wirkliche Bedrohung. Aber nachgelebt. Es ist mir eine sehr tiefe Traumatisierung bewusst geworden. Ich habe zwar nie an Therapie geglaubt, ich habe zwanzig Jahre gebraucht, um mich von gewissen paranoiden Momenten zu befreien, es ist mir selber gelungen. Darauf bin ich eigentlich ein bisschen stolz, dass ich keine Psychiatrie gebraucht habe, um mich zu heilen. Also ich bin ein guter Selbstheiler.

©2015 BY FREDI BRODMANN
©ARTOON „WIENEWYORK“

Wie sehr hat dich die Geschichte deiner Familie geprägt?

Meine Eltern haben den Krieg nur marginal persönlich erlitten. Die Familie meines Vaters, das waren schon seit einigen Generationen echte Wiener aus Kaisermühlen und der Bukowina. Mein Vater wurde mit 14 Jahren nach Palästina geschickt. Meine Mutter stammte aus Budapest und hat am Land in Ungarn überlebt, dann in Frankreich im Kloster, später kam sie nach Israel und 1950 nach Wien. Hier haben sich meine Eltern kennen gelernt, in einem jüdischen Club. Meine Großeltern haben ab 1939 in Shanghai im jüdischen Ghetto überlebt. Also wir haben einige Opfer zu verzeichnen, aber im Großen und Ganzen haben wir ein Mazel gehabt.

Wie sehr hat dich das in deinem Aufwachsen in Wien beeinflusst?

Sehr! Natürlich war bei meinen Eltern eine Abneigung gegenüber Österreich da. Meine Mama hat sich immer wieder über die österreichische Politik aufgeregt. Das hat mir die Lust genommen, in Wien zu leben, und ich schwor mir: So schnell ich kann, will ich Österreich verlassen. Ich wollte diese vergiftete Atmosphäre verlassen, wo unterschwellig nach wie vor diese Energie der Nazizeit schwelte. So bin ich 1979

„In Wien war alles so eng und nichts ging. Der Neid, die ‚Hackl ins Kreuz‘-Mentalität sind mir sehr auf die Nerven gegangen. Ich hatte das Gefühl, ich muss mich befreien. Das Normalzeit-Projekt hat mich wieder mit Wien versöhnt.“

„Die jüdische Werteskala ist für mich das höchste Kriterium für zwischenmenschliche Beziehungen. Jeder, ob jüdisch oder nicht, kann davon nur profitieren, weil es eine hohe moralisch-ethische Referenz ist. Die darf man nie verlieren."

aus Wien weggegangenen und jetzt an dem Punkt angelangt, wo ich der Welt neutral gegenüberstehe. Die Welt hat sich verändert. Österreich hat sich sehr verändert. Heimat ist nun einmal Heimat. Die deutsche Sprache ist mir sehr wichtig. Ich spreche auch Englisch wie meine Muttersprache. Mein Akzent weiß bis heute nicht, dass ich in Amerika lebe und ich will es ihm auch nicht sagen.

Wien bedeutet für dich Heimat?

Innere Heimat jedenfalls, und ich nehme Wien überall mit.

Wie siehst du Wien heute?

Man sagt, ein echter Wiener geht nie unter. Ich sehe das eher angelehnt an den Ausspruch über New York: „If you make it in Vienna you make it anywhere." Viele meiner Wiener Freunde haben es in Wien nicht geschafft, weiterzukommen. Sie waren nicht mutig genug, Wien zu verlassen. Ich war verrückt genug, in meinem jugendlichen Leichtsinn, diesen Schritt zu tun, ich habe es nie bereut, ich habe dadurch auch einige kulturellen Einbußen erlitten, denn in Amerika gibt es eine andere Gangart. Aber ich kann jetzt beides.

Wie ist das einzuordnen, wenn du sagst, „If you make it in Vienna you make it anywhere"?

In Wien herrscht die Mentalität, das brauch ma net. Das war schon immer so, wir brauchen nichts Innovatives, wir lassen alles wie es ist, ist eh alles leiwand. Und viele sehr talentierte Menschen sind in Wien schon untergegangen, wegen der negativen Einstellung gegenüber Wachstum oder Wunsch, etwas erreichen zu wollen. Österreich ist noch immer ein Beamtenstaat, in dem Freunderlwirtschaft herrscht, Unternehmer werden ausgequetscht, und sobald man etwas geschafft hat, wird man noch mehr geschröpft. Diese Kultur verhindert, dass man weiterkommt, dass sich Zukunftsweisendes entwickelt.

Danielle Spera und Fredi Brodmann im Café Europa in New York

In den USA kann man nicht anders, hier wird man gezwungen, etwas zu leisten.

Wenn man in Wien auf die Schnauze fällt, sagen die Leute: Ich hab es dir eh gesagt. Wenn du in Amerika auf die Schnauze fällst, bestärken einen alle: Bitte steh wieder auf, du wirst es schaffen. Das heißt, man darf scheitern. In Österreich ist es so: Bist du einmal gescheitert, bist du immer gescheitert. Mein Motto ist: Gescheit gescheiter gescheitert. Mir ist lieber, ich habe das Risiko in meinen eigenen Händen, dadurch bleibt man wach.

Aber wie siehst du Amerika jetzt in der beginnenden Trump-Ära?

Ich sage immer: Trumputin wird es schon richten. Ich glaube, Trump wird sich selbst außer Gefecht setzen. Amerika ist ein tolles Land. Obwohl es auch hier reaktionäre Kräfte gibt, bin ich überzeugt davon, dass das Gute siegen wird. Alle, die positiv denken, die liberal sind, die Einfühlungsvermögen haben, werden diese Gesellschaft zur positiven Seite wenden. Man muss jetzt sehr wachsam sein, Übermut kann man sich nicht leisten. Die Wohlgesonnenen müssen sich stärker verbinden und zueinander halten.

Wie steht es um dein jüdisches Leben in Wien, in New York?

Meine Eltern waren nicht religiös, aber der Tradition verpflichtet. Ich bin der Tradition respektvoll verbunden. In New York habe ich von diesen Wurzeln gezehrt und mich anfangs in der jüdischen Gesellschaft engagiert. Heute überwiegt mein Liberalismus. Jetzt halte ich mein jüdisches Leben in meinem Inneren aufrecht – mit einer kleinen Kerze, die immer brennt. Ich bin Agnostiker, der immer seine Wurzeln im Visier behält. Mein älterer Sohn ist jüdisch geprägt, er war in einer jüdischen Schule, spricht neben Iwrit auch Arabisch. Er ist ein jüdischer Liberaler. Mein jüngerer Sohn zweifelt die Existenz Gottes an, was ich verstehen kann. Gott ist ein Vokabel, das man auf verschiedene Art interpretieren kann. Die jüdische Werteskala ist für mich das höchste Kriterium für zwischenmenschliche Beziehungen. Jeder, ob jüdisch oder nicht, kann davon profitieren, weil es eine hohe moralisch-ethische Referenz ist. Die darf man nie verlieren. *nu*

Kurt Brodmann –
Die Geschichte der Familie Brodmann
wurde von Centropa filmisch aufgearbeitet:
https://youtu.be/c1EGAgtb7zM

Suchbild auf Jiddisch ...

Finden Sie sieben Veränderungen auf dem Bild aus dem abenteuerlichen Leben von Bess Myerson.

VON MICHAELA SPIEGEL

1) WAHLPLAKAT FÜR DIE WAHL ZUM SENAT
2) ED KOCH, DEM SIE JAHRELANGE ALIBIFREUNDIN WAR
3) MISS AMERICA SCHLEIFE
4) MISS AMERICA PREIS-STATUE
5) "I'VE GOT A SECRET" FERNSEH-LOGO, MYERSON WAR JAHRELANG PRÄSENTATORIN DER SENDUNG
6) EIN UNBEKANNTER MISS AMERICA KRONENTRÄGER
7) DALI, EINER DER STARGÄSTE DER "I'VE GOT A SECRET"-SENDUNG

Kaffee? Kafka.

Im Café Kafka in der Wiener Capistrangasse trinkt sich der kleine Mokka gut. In dem nach dem jüdischen Schriftsteller benannten Lokal versammeln sich alte und junge Künstler und Menschen, die gerne welche wären. Nicht immer bekommt man hier einen Platz. Der Besitzer Hamid Ajoudan erzählt dem NU, was sein Café so erfolgreich macht und warum er kein Jude ist.

VON SAMUEL MAGO (TEXT UND FOTO)

„Ein dich verschlingender Mikrokosmos, in dem Beethoven am Laptop sitzt und du von einem kolumbianischen Drogenbaron, der Babykängurus vertickt, dein Viertel Rotwein bekommst. Eine Welt in der Welt. Café Kafka." Über den Autor dieser Zeilen ist nicht viel bekannt. Außer dass er wahrscheinlich ein Mann ist, oder eine Frau, die sich in die Herrentoilette verirrt hat. In Großbuchstaben zieren sie die vergilbten, mit einer Vielzahl von WerbepickerIn verklebten Fliesen, die einem ins Auge stechen, wenn Mann sich im Café Kafka in der Wiener Capistrangasse erleichtert. Sie sind übertrieben, beinahe prätentiös und doch charmant. Eine Beschreibung, die auch auf die Gäste des Lokals passt.

Der Mensch ist wichtig

Ich sitze auf der Bank im Eck des Cafés. Es ist Sonntagvormittag und dementsprechend nüchtern und leer. Der Espresso schmeckt gut wie immer, aus dem Lautsprecher ertönen abwechselnd Chopin und Bob Dylan. Die Wände sind vom Zigarettenrauch der letzten 15 Jahre vergilbt, Gemälde und Fotografien sind über den Spuren und Abdrücken alter Bilder zu sehen. Vom Plafond hängt ein Kristallluster, der das Wohnzimmer einer jeden

„Ein Mindestmaß an Toleranz muss man mit sich bringen, und hier im Kafka funktioniert das gut", meint Hamid Ajoudan.

Wenn es nach Hamid Ajoudan geht, soll sich hier auch in Zukunft nichts ändern. Wer im Café Kafka auf die Verwandlung wartet, ist fehl am Platz.

jiddischen Bubbe schmücken könnte. Kafkaesk unkafkaesk. Hamid Ajoudan sitzt mir gegenüber und trinkt seinen üblichen doppelten Mokka kurz. Er ist Perser, seine Vorfahren persische Juden, die zum Islam konvertierten. Stammkunden kennen ihn als Hausherrn, andere Gäste würden ihn kaum vom restlichen Publikum unterscheiden können. Im Kafka versammeln sich Menschengruppen jedes Alters, jeder Nationalität und jeder Religion. „Ich kenne ein paar, die sind jüdisch, ich kenne ein paar, die sind Roma – ‚Zigeuner' –, und ich kenne ein paar, die sind Perser. Alles Mögliche. Aber das bemerke ich gar nicht. Der Mensch ist wichtig. Die meisten sind intellektuell angehaucht und philosophieren über alle Dinge des Lebens, von denen sie keine Ahnung haben", lacht er. „Sie studieren oder gehen zur Schule, und was sie auch verbindet, ist ihr Verständnis von Kulturen und anderen Menschen. Und ihre einzige wahre Gemeinsamkeit ist das Rauchen", sagt der ältere Herr, als die Kellnerin den vollen Aschenbecher vom Marmortisch nimmt und gegen einen frischen tauscht. „Vor einem Jahr hat ein Kunde zu mir gesagt, das Kafka ist eine Oase. Man kann hier so schön rauchen. Dann hab ich zu ihm gesagt, Sie haben keine Ahnung, was eine Oase ist."

Immer wieder trifft man im Kafka auf junge Juden und Jüdinnen. Ich frage Hamid, was wohl der Grund dafür sein könnte? Was das Kafka denn so besonders macht? „Dadurch, dass ich irgendwie selbst zu dieser Minderheit gehöre, habe ich, denk ich, eine Atmosphäre geschaffen, in der man sich friedlich entgegenkommt und trifft. Jeder trägt seinen Glauben in sich. Ein Mindestmaß an Toleranz muss man mit sich bringen, und hier im Kafka funktioniert das gut. Wir haben es geschafft, diese alte Kaffeehauskultur für ein junges Publikum wieder attraktiv zu machen, mit Preisen, die auch leistbar sind. Was in anderen Kaffeehäusern für einen kleinen Mokka verlangt wird, ist Wahnsinn. Unser Bestreben ist noch immer, den kleinen Mokka und ein Achtel Rot unter zwei Euro zu halten. Dass es einfach leistbar ist."

„Soll ich jetzt weinen oder lachen?"

Auf der Wand hinter mir hängen Plakate längst vergangener Veranstaltungen: Jüdische Filmwochen 2005. Jüdische Filmwochen 2006. Shalom Oida. Hamid ist kein Jude. Er ist überzeugter Nicht-Religionsbekenner, wie er selbst sagt. Er ist Besitzer von fünf Wiener Lokalen, einige von ihnen, wie das Kafka und das Kreisky, sind nach berühmten Juden benannt. „Das ist einfach so ein Gefühl. Es passt. Was Musik, Literatur und Kunst an sich anbelangt, fühle ich mich zum Judentum hingezogen. Diese Melancholie, die bei diesem Volk mitspielt aus seiner Geschichte heraus. Am 11. November eröffnen wir ein neues Weinlokal. Das wird nach Ödön von Horváth benannt: Weinstube Horváth. Nachdem ich *Jugend ohne Gott* gelesen hatte, habe ich gesagt, er verdient ein Kaffeehaus. Der war auch Jude", lacht er. Auch Hamids Großvater war Jude. Er war Adjutant des Königs von Persien, daher auch sein Nachname, Ajoudan. „Meine Familie kommt ursprünglich aus der Stadt Hamadan, einer jüdischen Hochburg Persiens. Warum mein Großvater konvertiert ist, wissen wir nicht. Ich denke, er musste. Ich bin in einer sehr religiösen Familie aufgewachsen – sehr muslimisch beeinflusst. Ein Teil von meiner Familie ist immer noch jüdisch und zum Teil auch in Israel begraben", erzählt er. „Ich kann mich an ein Begräbnis erinnern, da ist ein Jude in der Familie gestorben. Als Kind denkst du dir, warum sind die einen verschleiert und die anderen tragen diese komischen Perücken. Aber die sind alle nebeneinander gesessen und haben alle auf ihre eigene Art getrauert und geweint. Alle lieben sich und trinken schwarzen Kaffee. Der eine liest aus dem Koran – obwohl ein Jude gestorben ist –, und die anderen lesen aus der Thora. Und du denkst dir, soll ich jetzt weinen oder lachen? Es war wie eine schwarze Komödie. Wie in einem Woody-Allen-Film."

Zweite Heimat

Stammkunden beschreiben das Café Kafka oft als ihre zweite Heimat. Für Hamid ist das nicht anders. „Ich bin jeden Tag hier. Kafka ist mein Zuhause. Ich versuche sehr familiär zu arbeiten. Die Kellner sind keine Arbeiter in *dem* Sinn. Sie sind hier, weil sie sich im Kafka wohlfühlen. Mehr oder weniger macht jeder das, was er will und arbeitet nach seinen eigenen Wünschen. Ich habe hier aber nicht sehr viel zu sagen. Der einzige Unterschied zwischen uns ist, dass ich die Rechnungen zahlen muss und sie nicht. Wir sind hier gleichberechtigt. Ich bin froh, dass sie mich nicht kündigen."

Ich zeige auf das vergilbte Bild von Franz Kafka, der mich mit seinen großen Ohren und bestimmtem Blick beobachtet. Wie würde er sich wohl fühlen, wenn er sein Café betreten würde? „Er würde wahrscheinlich zu mir sagen ‚Was für ein Arschloch. Er hat meinen Namen missbraucht'", lacht der Kaffeehausbesitzer laut. Es würde in seinem Sinne nicht funktionieren, meint er. „Es ist hier vieles viel moderner, als er es gelebt hätte, und es ist sehr viel ‚pseudo', was hier herrscht. Und er war nicht pseudo. Er war echt. Ich habe den Eindruck, dass hier viele Gäste sehr pseudo sind. Es gibt auch einige Leute, die echte Künstler sind. Die kommen deswegen her, weil das Kafka so ist, wie es ist. Und sehr oft entwickeln sich Leute, die herkommen, zu Künstlern. Singen oder malen. Und sie bekommen hier eine kleine Möglichkeit, sich zu präsentieren." Offiziell wird Hamid 2018 in Pension gehen. Etwa zur selben Zeit tritt das allgemeine Rauchverbot in Lokalen in Kraft. „Nichtraucher ist Nichtraucher. An Gesetze halten wir uns. Ich hätte viel mehr verdient, wenn ich an Kinder Alkohol ausgeschenkt hätte", lacht er. Wenn es nach ihm geht, soll sich hier auch in Zukunft nichts ändern. Wer im Café Kafka auf die Verwandlung wartet, ist fehl am Platz. *nu*

„Konflikte in Worte verpacken und nicht in Fäuste“

Das Judentum ist nicht nur eine Religion oder eine Nation, sondern vor allem eine Zivilisation, die auf Texten beruht. Das ist die These der Historikerin Fania Oz-Salzberger von der Universität Haifa. Gemeinsam mit ihrem Vater, dem Schriftsteller Amos Oz, hat sie 2012 das Buch „Juden und Worte“ veröffentlicht. Darin beschreiben sie, wie sich von der Antike bis heute eine Linie textlicher Abstammung durchzieht. Um die Worte dieser Texte wurde und wird gerungen und gestritten – und das kann im Zeitalter aggressiver Debatten im Internet ein Vorbild sein. Denn verbales Dampfablassen ist allemal besser als körperliche Gewalt, meint Oz-Salzberger im Gespräch mit *NU*.

VON LUKAS WIESELBERG

NU: 2016 hat der Hollywood-Star Natalie Portman den Roman „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“ von Ihrem Vater Amos Oz verfilmt und dabei auch gleich die Hauptrolle gespielt – nämlich Fania Klausner, von der Sie den Vornamen geerbt haben. Wie ist das, Natalie Portman als die eigene Großmutter im Kino zu sehen?

Oz-Salzberger: Sehr seltsam. An einem Tag spielt sie Prinzessin Padmé in *Star Wars* und am nächsten Tag meine Oma (lacht). Sie hat ihre Sache aber sehr gut gemacht. Ihr Film betont vor allem die Familiengeschichte des sehr epischen Romans und weniger die Geschichte des Landes. Aber was der Film erzählt, ist sehr glaubwürdig.

Der Film legt nahe, dass es mit Ihren Großeltern nicht zuletzt deshalb nicht geklappt hat, weil die beiden eine andere Beziehung zu Worten hatten.

Das war eine sehr komplizierte Ehe, sie haben sich geliebt, waren aber dennoch unglücklich miteinander. Das hatte mit den Umständen zu tun, beide waren vor dem Holocaust geflohen, aber auch mit ihren unterschiedlichen Charakteren. Mein Großvater Arie war sehr rational, er hat die Herkunft von Worten untersucht, selbst sein Humor bestand vor allem aus Wortwitzen. Für meine Großmutter Fania waren Worte auch sehr wichtig, sie hat sehr gerne Geschichten erzählt. Aber sie hat Sprache eher verwendet, um Gefühle auszudrücken. Mein Vater Amos Oz und ich sind Produkte von beidem. Das ist vielleicht die Lehre aus unserer Familiengeschichte: Wenn man Worte benutzt, dann sollte man nicht nur emotional sein, aber auch nicht nur rational.

Darum geht es auch in dem Buch, das Sie gemeinsam mit Ihrem Vater geschrieben haben. Die Hauptthese darin ist, dass Juden nicht nur durch Religion und Abstammung, sondern auch durch Texte verbunden sind. Wie ist Ihr eigenes Verhältnis zu Worten?

Interessanterweise gibt es in Israel eine Reihe von Kindern von Autoren, die Historiker geworden sind. Vielleicht, weil wir irgendwann der Fiktion müde wurden und uns lieber mit den *hard facts* auseinandersetzen wollten. Ich habe meine Doktorarbeit in Oxford über die europäische Aufklärung geschrieben und mich darin gefragt: Wie verändern sich Gedanken, wenn sie Ländergrenzen überschreiten? Warum etwa können deutsche Ausdrücke wie „heimisch“ oder „gemütlich“ nicht in andere Sprachen übersetzt werden? Im Hebräischen und Englischen wiederum gibt es Begriffe für Freiheit und Republikanismus, die sich nicht vernünftig ins Deutsche übersetzen lassen. Ich komme aus dieser Tradition, sich mit der Herkunft von Worten zu beschäftigen. Und eines Tages hatten mein Vater und ich diese Idee: Warum schreiben wir nicht gemeinsam ein Buch darüber, wie die Juden Wörter verwendet haben?

Wie war diese Zusammenarbeit?

Wir haben viel diskutiert, ich habe alles in den Laptop geschrieben und Referenzen im Internet recherchiert.

© PRIVAT

Der Beitrag meines Vaters war zu sagen, dass er den Laptop hasst und dem Internet nicht vertraut. Für ihn ist es der Untergang der Kultur, denn was wird in Zukunft aus den Büchern? Dann habe ich ihm seine eigenen Bücher in digitaler Form gezeigt, und er meinte, dass er das nie erlaubt hätte – wobei er natürlich die entsprechenden Verträge unterschrieben hat. Ich denke, dass das Internet nicht das Ende traditioneller Bibliotheken ist, sondern deren Fortsetzung – und zwar eine sehr jüdische. Es ist wie der Talmud, ein Labyrinth von Ideen und Referenzen, die alle miteinander verknüpft sind.

Die Diskussionskultur in diesem Labyrinth ist oft sehr rau, deshalb haben Sie einmal ein elftes Gebot vorgeschlagen: „Du sollst über alles friedlich debattieren und manchmal dabei lächeln ...“

Ja, das kommt leider sehr selten vor. Ich bin sehr aktiv auf Twitter und Facebook, und die Diskussionen sind sehr aggressiv. Lange dachten wir, das gibt es nur in Israel, aber jetzt kann man das überall beobachten. Das Seltsame in Israel ist: Es gibt sehr viel verbale Gewalt in den sozialen Medien. Jedes Mal, wenn ich etwas schreibe, heißt es, ich solle doch einen von der Hamas heiraten – was gottseidank nicht geht, denn ich bin ja schon verheiratet (lacht) –, oder noch Schlimmeres. Aber auf den Verbalradikalismus folgt nur sehr selten echte Gewalt – nicht einmal von Rechts- oder Linksextremen oder von den messianischsten Ultraorthodoxen. Unter Israelis ist es einfach nicht üblich, einander zu töten.

Und eine aggressive Streitkultur hilft dabei?

Ja, Dampf ablassen durch Worte kann echte Gewalt verhindern. Das bringt mich zur jüdischen Geschichte: Juden haben Worte immer sehr effektiv verwendet, sowohl rational als auch emotional. Von der antiken israelischen Tradition ist dies in die Mischna und in den Talmud eingeflossen, in die rabbinischen Kulturen der Diaspora, bis in die Aufklärung. Ein Teil des Zaubers dieser alten Kultur liegt in ihrem Umgang mit Worten. Dafür hat es natürlich sehr gute Bücher gegeben. Wir

„Bei Meinungsverschiedenheiten wird man seinen Kontrahenten nicht los, sondern man streitet mit Worten. Das ist eine Praxis, die Israel bis heute beeinflusst und die eine funktionale von einer dysfunktionalen Familie unterscheidet.“

„Ich habe null Toleranz für Gewalt, Antisemitismus und Dschihadismus. Aber in dem breiten Bereich der politischen Mitte sollten wir bessere Zuhörer werden und verstehen, dass die Diskussion nicht politisch korrekt bleiben kann."

Juden haben wunderbare Schriften, eine Bibliothek wie eine Arche Noah, in die wir uns versenken konnten – von der Antike bis in die Postmoderne.

Auch die Römer und Griechen besaßen wunderbare Schriften. Warum sind sie verschwunden und die Juden noch da?

Weil man mit Bibel und Talmud nicht nur Bücher erbt, sondern auch eine Gebrauchsanleitung – ähnlich wie bei einem Elektrogerät. Die Hauptbotschaft lautet: Unterrichte deinen Sohn! Oder, wenn man will: Unterrichte deine Kinder! Und fang damit so früh wie möglich an! Schon in vormodernen Zeiten waren die Männer deshalb umfassend alphabetisiert. Und nicht nur das: Die jüdischen Söhne sind schon im Alter von drei Jahren mit einem Buch unter dem Arm aus der Schule zurückgekommen, oder – wenn sie zu arm waren – mit einem Text im Kopf. Sie haben sich an den elterlichen Tisch gesetzt, mit ihren Büchern und Texten – und das hat zu einer sehr frühen Alphabetisierung auch vieler Mädchen geführt. Als die deutschen Universitäten Ende des 19. Jahrhunderts ihre Tore zum ersten Mal sowohl für Juden als auch für Frauen geöffnet haben, brauchten jüdische Frauen keine speziellen Hilfsmaßnahmen. Schon ihre Großmütter wären bereit gewesen, eine Universität zu besuchen.

Wegen dieser langen Tradition der Wort- und Streitkultur gibt es heute nicht so viel echte Gewalt zwischen Juden, so Ihre These. Sollten die Europäer auch weniger freundlich und politisch korrekt sein beim Diskutieren?

Ich rate den Europäern nicht davon ab, freundlich zu sein – ihr seid sehr freundlich und habt oft sehr grausame Dinge getan –, sondern: Ihr solltet das Bedürfnis nach öffentlichen Debatten ernst nehmen – Debatten, die offen und vorurteilsfrei sind, die nicht ausschließen, sondern möglichst viele umfassen. Öffentliche Debatten können heute nicht so nett sein, wie es Jürgen Habermas mit seiner Diskursethik in den 70er-Jahren vorgeschlagen hat. Diese Tage sind vorbei! Deshalb sollte man nicht ständig überrascht sein von Phänomenen wie Brexit, Trump und Rechtspopulismus, sondern die öffentlichen Debatten so gestalten, dass mehr Menschen als bisher daran teilnehmen. Das Internet hat das für alle möglich gemacht, und deshalb sollten wir unsere Diskursregeln erweitern. Das kann bedeuten, dass sich die Leute anschreien. Es kann aber auch bedeuten, die Kunst des Zuhörens zu lernen: versuchen zu verstehen, was der politische oder kulturelle Gegner wirklich sagt. Missverstehen Sie mich nicht: Ich bin eine altmodische liberale Humanistin. Ich habe null Toleranz für Gewalt, Antisemitismus und Dschihadismus. Aber in dem breiten Bereich der politischen Mitte sollten wir bessere Zuhörer werden und verstehen, dass die Diskussion nicht politisch korrekt bleiben kann. Wenn man sich mit der Kultur des Nachbarn auseinandersetzen will, müssen Sie und Ihr Nachbar sich darüber verständigen, was Sie an den jeweils anderen Kulturen mögen, aber auch, was nicht!

Wo sollen sich diese Leute diskursiv treffen? Es gibt ja die berühmten Echokammern, in denen sich nur Gleichgesinnte treffen. Gibt es Gegenbeispiele aus Israel, wo Linke und Rechte tatsächlich miteinander streiten?

Die Lösung dafür habe ich nicht, aber viele Linke versuchen jetzt stärker mit dem rechten Flügel ins Gespräch zu kommen als früher, das können die Nachbarn auf der Straße sein oder Studenten im Hörsaal – oder offizieller: Es gibt eine NGO, die sich „The Israel Democracy Institute" nennt, wo wir mit arabischen und ultraorthodoxen Verantwortlichen sprechen, mit Leuten also, denen wir fremd sind und die uns fremd sind. Merkwürdigerweise passiert das auch hinter den Kulissen der Knesset, die nicht für ihre guten Manieren bekannt ist. Auch dort müssen sehr unterschiedliche Leute miteinander auskommen und manchmal sogar zusammenarbeiten. Z.B. wurde diese Woche [Anm.: Mitte November 2016] ein Gesetz gegen Muezzine vorbereitet, die von den Minaretten über Lautsprecher singen und alle um fünf Uhr aufwecken. Das Gesetz sollte die Lautsprecher verhindern. Die arabischen Abgeordneten haben sich darüber natürlich stark aufgeregt – aber von überraschender Seite Unterstützung erhalten. Nämlich von den Ultraorthodoxen, die fürchteten, dass als nächstes die Sirenen verboten werden könnten, die den Sabbat ankündigen. Manchmal gibt es überraschende Koalitionen.

Die Knesset als Vorbild für die Gesellschaft?

In diesem Sinne ja: Ich glaube, je mehr Menschen auf engem Raum miteinander reden müssen, desto besser. Das war auch in den jüdischen Schtetln so, die waren aus historischen Gründen auch sehr überfüllt. Egal ob in Osteuropa, in Afrika oder im Irak, überall mussten Juden Seite an Seite mit Leuten leben, die sie gar nicht leiden konnten: in der Familie, in der Nachbarschaft oder in zwei nahegelegenen Synagogen, in denen sich die zwei Rabbis über alles stritten. Das geht zurück auf den Talmud: Bei Meinungsverschiedenheiten wird man seinen Kontrahenten nicht los, sondern man streitet mit Worten. Das ist eine Praxis, die Israel bis heute beeinflusst und die eine funktionale von einer dysfunktionalen Familie unterscheidet. Der Unterschied ist, dass man Konflikte in Worte verpackt und nicht in Fäuste, Trennungen oder wütende Sprachlosigkeit. Sobald man Konflikte verbalisieren kann, ist man schon gewissermaßen Teil des gleichen Schtetls. *nu*

Fania Oz-Salzberger ist Historikerin an der Universität Haifa, Direktorin von Paideia, des Europäischen Instituts für Jüdische Studien in Schweden, und war im November 2016 Gast an der Universität Wien.

Ein Künstler mit Adelsprädikat

Vor 75 Jahren, am 15. März 1942, starb der Wiener Komponist Alexander Zemlinsky im amerikanischen Exil.

VON MARTIN RUMMEL

Zemlinskys Familiengeschichte exponiert die Absurdität des rassischen Vorurteils wie kaum eine andere: Sein Großvater väterlicherseits, Anton Semlinsky, kam aus dem damaligen Ungarn (der heutigen Slowakei, was die Schreibweise des Namens erklärt) nach Wien und begründete mit seiner Frau einen zutiefst katholischen Haushalt, dem Zemlinskys Vater Adolf entstammte. 25-jährig trat dieser 1870 aus der katholischen Kirche aus und fand eine neue spirituelle Heimat in der türkisch-israelitischen Gemeinde. Der Mode der Zeit folgend, ungarisierte Adolf seinen Familiennamen zu „Zemlinszky“ und fügte – er wollte schließlich Schriftsteller werden – gleich noch ein adeliges „von“ hinzu. Zemlinskys Mutter Clara, halb jüdisch und halb muslimisch, und Adolf von Zemlinszky heirateten 1871 – diese Tatsache brachte Adolf und seine neue Familie in die sephardische Gemeinde in Wien.

Fest in jüdischen Kreisen verwurzelt

Im selben Jahr, am 4. Oktober 1871, wurde „Alexander von Zemlinszky“ geboren und durchlief eine ganz normale Jugend in der Leopoldstadt: zwei Jahre in der Midrasch Eliahu in der Novaragasse, dann in der allgemeinen Volksschule. Im Alter von 13 Jahren wurde er zum Klavierstudium ins Konservatorium aufgenommen, wo er unter anderem bei Robert Fuchs und Anton Bruckner Theorie studierte. Daneben spielte er Klavier und Orgel in der Synagoge. Knapp vor seinem Studienabschluss am Konservatorium 1892 begann er ernsthaft zu komponieren und zog schon bald Johannes Brahms' Wohlwollen auf sich. Sein op. 1 aus dem Jahre 1891 wurde bei Breitkopf & Härtel verlegt, und – auf Brahms' Empfehlung hin – sein Klarinettentrio op. 3 bei Simrock in Leipzig.

Befeuert durch die Dreyfus-Affäre (1894), war der Antisemitismus im deutschnationalen Wien des Karl Lueger in vollem Schwung. Zemlinszky trat 1899 aus der Israelitischen Kultusgemeinde aus, wurde zunächst Freimaurer und konvertierte 1906 zum Protestantismus. Er änderte seinen pseudo-ungarischen Namen zu „Alexander Zemlinsky“ und führte das vermutlich unrechtmäßige Adelsprädikat fortan nur noch als Teil seines Künstlernamens als Dirigent. Und weil schon aus „Alexander von Zemlinszky“ Alexander Zemlinsky geworden war, machte er sich auch gleich jünger: Sein offizielles Geburtsdatum war fortan der 4. Oktober 1872.

Trotz seines Austritts aus der Kultusgemeinde blieb Zemlinsky fest in jüdischen Kreisen verwurzelt: Seine Schwester Mathilde heiratete 1901 Arnold Schönberg (dessen einziger wirklicher Musiklehrer Zemlinsky war), und Zemlinsky wurde Kapellmeister am Carltheater in der Leopoldstadt. Berühmt wurde seine Affäre mit seiner nur acht Jahre jüngeren Schülerin Alma Schindler, die ihn prompt zugunsten Gustav Mahlers verließ. Es heißt, dass Zemlinskys Oper *Der Zwerg* (nach Oscar Wilde) durchaus autobiografische Züge trage: Zemlinsky war nur 1,59 m groß, und die scharfzüngige Alma Schindler-Mahler-Werfel-Gropius, die ihn wohl auch nicht heiraten wollte, weil sie nicht Mutter von jüdischen Kindern sein wollte, beschrieb ihn äußerlich als „eine Carricatur – kinnlos, klein, mit heraus quellenden Augen“. Zemlinsky heiratete zunächst 1907 Ida Guttman, geboren in Brno 1880, die ihm eine Tochter gebar, und nach ihrem Tod 1929 seine langjährige Geliebte Louise Sachsel.

Zur falschen Zeit am falschen Ort

Nach dem 12. März 1938 bemühte sich Zemlinsky um einen Ariernachweis, doch die Heiratsurkunde seiner katholischen Eltern und seine eigene Geburtsurkunde, die beide in der Kultusgemeinde aufbewahrt waren, wurden von der Gestapo konfisziert. So blieb Zemlinsky und seiner zweiten Frau nur die Ausreise nach Amerika. Durch die Ereignisse geschwächt und gebrochen, starb Zemlinsky 1942 in Larchmont, New York. Seine Witwe Louise, geboren 1900, überlebte ihn um fünfzig Jahre und starb vor 25 Jahren, am 19. Oktober 1992.

Mit seinem Schwager Arnold Schönberg, der 1941 amerikanischer Staatsbürger wurde, hatte sich Zemlinsky über Detailfragen der Zwölftonmusik schon früher zerstritten. Zemlinskys Schwester, Mathilde Schönberg, war bereits am 18. Oktober 1923 verstorben; Nuria Nono-Schoenberg (*1932), der Rechtsanwalt Ronald Schoenberg (*1937) und Lawrence (*1941) sind Kinder seiner zweiten Frau, Gertrud Kolisch, die Schönberg neun Monate später heiratete.

Alexander (von) S/Zemlins(z)ky, direkter musikalischer Nachfahre von Johannes Brahms, war wohl zeitlebens zur falschen Zeit am falschen Ort, und alle Assimilationsversuche seines Vaters an die jeweiligen Gegebenheiten sind ebenso kläglich gescheitert wie seine eigenen. *nu*

Großmeister am Jazzklavier

Bis heute füllt er in Russland die Konzertsäle der großen Städte: Jazz-Pianist Leonid Chizhik. Katrin Diehl spricht mit dem Star, der in München und Weimar auch als Professor für Jazz-Klavier wirkt.

VON KATRIN DIEHL (TEXT) UND
MIKE GANGKOFNER (FOTO)

Was wird aus einem Kind, das Fähigkeiten besitzt, die Erwachsenen zum Staunen bringen? Was, wenn dieses Kind sich als Spezialist in Sachen Freiheit erweist und auf alles pfeift, insbesondere auf Musiknoten? Freiheit macht aus allem mehr. Ihr Gebrauch ist persönliches wie öffentliches Statement. Demonstriert von einem Kind? Erstaunlich.

NU: Erinnern Sie sich an ein „Erweckungserlebnis", das Sie zum Jazz gebracht hat?

Chizhik: Nun ja, ich war ein musikalisches Kind und meine Eltern, besonders meine Mutter, förderten das auch. Mit sechs Jahren kam ich als Frühbegabung an die staatliche Musikschule in Charkow (Ukraine), wo ich meine Lehrer bald sehr forderte. Ich konnte alles, was ich gehört hatte, nicht nur sofort ohne Noten spielen, sondern das Gehörte auch sofort variieren, über die musikalischen Themen eigene Improvisationen setzen. Ich war ein Kreator von Kindesbeinen an, befreite mich vom Notenblatt und verlangte nach dieser Befreiung. Heute wie damals empfinde es als ein großes Glück, dass die Erwachsenen meine eigenwillige Richtung nicht nur bewundert, sondern auch akzeptiert haben. Es ist für ein Kind besonders, wenn es wahres Interesse von Erwachsenen spürt. Das macht etwas mit einem Kind. Das setzt energetische Impulse frei, die weit tragen. Mit elf Jahren habe ich dann zum ersten Mal echten Jazz im Radio gehört. Der Empfang war nicht besonders, aber das hat nichts gemacht. Ich war infiziert. Für die anderen Sachen, die man so zu lernen hat, Bach, Beethoven, Mozart, musste ich üben wie alle. Fürs Improvisieren nicht. Und das ist bis heute so geblieben. Ich setze mich hin und gebe wieder, was ich in mir höre.

Später sind Sie mit 17 Jahren nach Moskau, haben Klavier und Komposition studiert ...

... und weiter gejazzt.

Jazz und Sowjetunion, was war das für ein Verhältnis?

Jazz passte natürlich nicht ins System und ebenso natürlich hat er stattgefunden. Es gab eine kleine, aber feine Jazzszene, die mehr oder weniger im Verborgenen gearbeitet hat. Weil das Publikum aber immer interessierter wurde, habe ich mich Anfang der 70er-Jahre getraut, mein eigenes Trio zu gründen. Das rief dann die Kulturbehörden auf den Plan.

Und wie haben Sie sich gerettet?

Ach, das war so ein Spiel. Man musste etwas sagen, was so und so klang, und jedem war klar, was man eigentlich dachte. Jaja, der Jazz ist die Musik der vom Klassenfeind unterdrückten Schwarzen, nicht wahr? Es hat jedenfalls funktioniert, und damit war ich tatsächlich der erste sowjetische Musiker, der professionell mit Jazz auftreten durfte. Nach einigem Hin und Her haben die Herren dann auch noch auf Zensur und die ganze Vorabstempelprozedur verzichtet. Ich hatte die Freiheit, die ich brauchte. Ende der Achtziger hat sich dann aber die Stimmung im Land zunehmend verschlechtert. Es war, als würde man von einer großen, grauen Masse niedergedrückt. Antisemitismus und Nationalismus nahmen zu. Da habe ich beschlossen, zu gehen, zusammen mit meiner Familie, meinen Flügeln, meinen Bildern und meinen Büchern.

Sie haben begonnen, Jazz zu lehren, eine Musikrichtung, die man landläufig als die Musik der Afroamerikaner bezeichnet.

Eine sehr oberflächliche Beschreibung, wenn ich das sagen darf. Jazz war von Anfang an transnational. Im amerikanischen Schmelztiegel waren alle Kulturen zuglassen, das machte aus dem Jazz eine organische Mischung. Wahrscheinlich sind es einfach die afrikanischen Elemente dieser Musik, die dem Europäer am meisten auffallen. Und tatsächlich waren es ja auch die Schwarzen, die sich, nachdem man ihnen alles genommen hatte, mit dem Jazz wieder eine eigene, neue Kultur „gebaut" haben. Aber aus was? Aus dem kulturellen, europäischen wie asiatischen Konglomerat ihrer Umgebung.

Da konnte das Jüdische nicht fehlen. Welcher Einfluss auf den Jazz kam aus dieser Richtung?

Zunächst einmal ein recht pragmatischer. Juden waren die ersten in Amerika, die schwarze Menschen eingeladen haben zu spielen: auf Hochzeiten, zu den Feiertagen, bei ihren Partys.

Jazz war von Anfang an transnational. Im amerikanischen Schmelztiegel waren alle Kulturen zugelassen, das machte aus dem Jazz eine organische Mischung. Wahrscheinlich sind es einfach die afrikanischen Elemente dieser Musik, die dem Europäer am meisten auffallen.

Außerdem haben sie den Schwarzen Instrumentalunterricht gegeben, ihnen gezeigt, wie man nach alter Schule Klarinette oder Klavier spielt. Daneben gab es aber auch noch den inhaltlichen, essenziellen Einfluss. Wir Juden sind Weltbürger. Das bringt ein Lebensgefühl mit sich, das mit Unbegrenztheit zu tun hat, etwas, das jeder Improvisation zugrunde liegt.

Wobei Jazz ja nicht nur aus Improvisation besteht. Ich kann in die Musikalienhandlung gehen, mir Noten von Gershwin kaufen und die mehr oder weniger beschwingt vom Blatt spielen.

Lassen Sie es mich so sagen, und vielleicht kommt Ihnen das irgendwie bekannt vor: Beim Jazz gibt es zwei Kulturen, die schriftliche und die mündliche. Die Hochzeit der schriftlichen Kultur des Jazz ist für meine Begriffe vorbei, wie sich ganz generell sagen lässt, dass jede schriftliche Kultur eigentlich nicht mehr adäquat ist für unsere moderne Zeit. Sie ist zu langsam, kann nicht schnell genug reagieren. Das Schriftliche hat viel erreicht, aber jetzt stirbt es ab, wird abgelöst von der mündlichen Kultur. Und das ist – schaut man zurück – natürlich auch eine Art Wiederkehr. Die schriftliche Kultur existiert ja im Vergleich zu der ihr vorgelagerten mündlichen Kultur nur für kurze Zeit.

Die mündliche Kultur steht also für die Möglichkeit, sofort auf den jetzigen Moment reagieren zu können. Ist das die absolute Improvisation?

Ja, so könnte man sagen. Denn sehen Sie: Was sind Noten? Noten sind Dokumente, die wir reproduzieren können. Wir erkennen darin unverrückbare Meisterwerke. Wenn wir eine Sonate von Beethoven spielen, dann holen wir etwas nach oben, was es schon gibt. Und jetzt stellt sich die Frage: Braucht unsere Welt die zehntausendste Interpretation dieser Beethoven-Sonate? Ich denke, dass es irgendwann reicht. Es ist genug. Wenn Menschen wieder

„Ich setze mich hin und gebe wieder, was ich in mir höre."

und wieder Klassik konsumieren, dann hat das etwas mit ihrer Urangst vor dem Sterben zu tun, mit der Urangst vor dem absolut Neuen. Sie sagen sich, wenn ich etwas höre, was ich schon kenne, dann bin ich noch am Leben. Was dagegen ist die Improvisation? Sie spielt mit der Angst, sie ist die Angst, sie ist das Risiko, sie ist die Unendlichkeit. Es gibt ja tatsächlich unendlich viele Möglichkeiten, diesen oder jenen Ton zu wählen. Was uns seltsamerweise wieder zum Leben zurückführt. Leben ist improvisieren. Wir reagieren so oder so auf Farben, Worte, Fragen... Man kann nichts wiederholen. Jede Wiederholung ist eine Lüge.

Dennoch hat Improvisation – sagen wir im Jazz – nichts mit Willkür zu tun.

Sie ist das Gegenteil. Sie ist professionell. Man muss alles beherrschen, Stilistik, Komposition, Form, Harmonie, muss richtig artikulieren. Im Jazz gibt es sehr viele Leute, die technisch perfekt sind, aber das ist dann auch schon alles. Es fehlt an Künstlern, die weiter und weiter gehen, die über das Unterbewusste einen nonverbalen Dialog mit der Welt beginnen. Für mich stellt es keine Aufgabe dar, das Spektrum, das der Jazz bietet – Mainstream, Bebop, Free Jazz – zu demonstrieren. Ich möchte ein Unikat schaffen. Wenn ich im Voraus weiß, was passieren wird, verliere ich jegliches Interesse an dem, was ich tue. Ein Ton, der mich selbst überrascht, ist für mich ein Zeichen von oben und die Möglichkeit, alles zu verändern. *nu*

Der aus einer jüdischen Familie stammende Leonid Chizhik wurde 1946 in Chișinău (Moldawien) geboren. Nach seinem Studium am Gnessin-Institut in Moskau machte er in den 70er-Jahren als „Großmeister am Jazzklavier" eine für die Sowjetunion einmalige Karriere mit Auftritten in aller Welt. Seit 1991 lebt und lehrt Leonid Chizhik in München und Weimar.

„Die Musik hat uns einiges an Demütigung erspart“

Esma Redžepova, eine der kräftigsten Stimmen der Musikgeschichte und im Kampf gegen den Antiziganismus, ist letzten Dezember im Alter von 73 Jahren in ihrer Heimatstadt Skopje verstorben. Mit ihren muslimisch-jüdisch-christlichen Wurzeln zeugt die mazedonische Romni von einer multikulturellen Utopie, die am Balkan lange Zeit Realität war.

VON ALEXANDRA POPESCU

© ALBIN OLSSON/CC BY-SA 3.0

Grande Dame der Roma-Musik Esma Redžepova

„Die Musik ist der einzige Luxus, den die Armen haben … eines unserer raren Vergnügen, das nichts kostet … und das uns einiges an Demütigung erspart hat … Wenn du singst, hast du keine bösen Gedanken, und wenn du tanzt, spürst du den Hunger weniger.“

(Esma Redžepova)

Arm, aber lebensfroh – ein weitverbreitetes Klischee, wenn es um materiell benachteiligte Menschen geht, und so wird im besten Fall auch über Roma in Europa gedacht. Während in manchen Ländern die Festmusik der Roma bei keiner Hochzeit fehlen darf, ist über die Geschichte dieser Minderheit nur wenig bekannt. Besonders über die lange Tradition ihrer Diskriminierung herrscht große Unkenntnis – so zum Beispiel, dass es eine rund 500-jährige Periode (1385–1856) institutionalisierter Sklaverei der Roma in den Fürstentümern Moldau und Walachei gegeben hat. Diese historische Praxis gehört ebenso wie der Versuch der Nazis und Faschisten, sie zusammen mit den Juden Europas auszurotten, zu den barbarischen Tiefpunkten europäischer Geschichte.

Die unsichtbaren Roma-Musikerinnen

Im Kampf gegen den Antiziganismus und für das Empowerment von Roma engagierte sich kaum jemand so wie die Grande Dame der Roma-Musik Esma Redžepova. Schon in jungen Jahren begann sie ihre musikalische und aktivistische Karriere, in einer Zeit, als Roma-Musiker im jugoslawischen Rundfunk ihre Identität verbargen und nicht auf Romani sangen. Als Musiker war man offiziell Mazedonier, Jugoslawe oder Türke, aber kaum Rom. Ganz zu schweigen von Roma-Frauen, die von einer Musikkarriere nicht einmal zu träumen wagten. Mit Esma änderte sich das: Nur 17 Jahre alt war sie, als sie einen Talentwettbewerb des Radiosenders Skopje gewann, was ihr 9.000 Dinar und die Aufmerksamkeit des 19 Jahre älteren Musikers Stevo Teodosievski bescherte. Dieser nahm sie nicht nur unter Vertrag, sondern auch zur Frau und ermutigte sie, ihre Roma-Identität auch auf der Bühne

Mit ihren Dimije, den breiten orientalischen Hosen, die ihre Hüftbewegungen betonten, ihren bloßen Füßen und verführerischen Blicken inszenierte sich Esma Redžepova besonders in ihrer Jugend als die heißblütige, begehrenswerte Romni.

selbstbewusst darzustellen. Mit Stevos Hilfe stieg die junge Esma zu einer beliebten Sängerin in Jugoslawien auf, die auf Romani, Mazedonisch und Serbisch sang. Sie wurde zur ersten Romni Jugoslawiens, die ihre Musik im Studio einspielen konnte, und spätestens 1976, als ihr bei einem Musikfestival im indischen Chandigarh der Titel „Königin der Roma-Musik" verliehen wurde, wurde sie auch zum international bekannten Star.

Ihre einzigartige Interpretation des Liedes „Djelem, Djelem", der internationalen Roma-Hymne, die von der Vertreibung und Ermordung der kroatischen Roma durch die Faschisten erzählt, sowie das selbst komponierte Lied „Čaje Šukarije" oder „Romano Horo" sind zu Esma-Markenzeichen geworden. 2011 wurde sie vom US-amerikanischen National Public Radio zu einer der 50 größten Stimmen der Welt – gleich nach Ella Fitzgerald – erklärt. Sie verstand ihre Musik als alt und traditionell, wobei auch viele unterschiedliche Einflüsse aus der gesamten Balkanfolklore vorhanden sind. Darüber hinaus gibt es interessante Interpretationen von einzelnen indischen, iranischen oder jüdischen Liedern.

Orientalische Klischeebilder

In ihren Auftritten bediente sich Esma häufig stereotyper Bilder – mit ihren Dimije, den breiten orientalischen Hosen, die ihre Hüftbewegungen betonten, ihren bloßen Füßen und verführerischen Blicken inszenierte sie sich besonders in ihrer Jugend als die heißblütige, begehrenswerte Romni. In späten Jahren fiel sie besonders durch ihre bunten Turbane und wallenden Kleider auf. Diese Inszenierungen kamen beim Publikum gut an. „Positive orientalische Klischeebilder werden oft eingesetzt, wenn Roma-Künstlerinnen kommerziellen Erfolg haben wollen", betont auch die Anthropologin Carol Silverman in ihrem Buch *Romani Routes*. Heute versuchen besonders junge Roma-Künstlerinnen diese Art der Inszenierung in Frage zu stellen – so zum Beispiel die Wiener Schwestern Sandra und Simonida Selimović, die mit ihrem Rap-Projekt „Mindj Panther" Roma-Klischees gekonnt ironisieren.

Spuren verschiedener Religionen

1943 in Skopje in Mazedonien geboren, stammte Esma aus einer ethnisch und religiös gemischten Familie. Ihre Großmutter war eine Jüdin aus dem Irak, der Großvater Katholik. Esmas Mutter, eine muslimische Romni und Türkin, heiratete einen Serben mit jüdischen und Roma-Wurzeln. Esma selbst bezeichnete sich als Romni, war Muslimin und heiratete einen Gadjo, einen Nicht-Rom. Diese Multikulturalität war am Balkan keine Seltenheit. Dies ist auf die Zeit des Osmanischen Reichs zurückzuführen, als es für Militärs, Beamte und Geschäftsleute sowie für ihre Familien völlig normal war, vom asiatischen in den europäischen Teil zu migrieren und umgekehrt, erklärt Karl Kaser, Professor für südosteuropäische Geschichte an der Karl-Franzens-Universität Graz. So kamen auch Juden aus dem Irak auf den Balkan.

Während die jüdischen Spuren am Balkan genau erforscht sind, kann nicht genau datiert werden, wann Roma nach Europa kamen. Gesichert ist nur, dass sie aus Indien stammen, und wahrscheinlich betraten sie bereits zur Zeit des Byzantinischen Reichs im 12. Jahrhundert europäischen Boden. Warum und wann sie Indien verließen, lässt sich nicht genau sagen. Mit ihren stark synkretistischen Auffassungen nahmen Roma alle drei abrahamitischen Religionen an, in der Zeit des Osmanischen Reichs beispielsweise verstärkt den islamischen Glauben, so Kaser. Heute gibt es fast keine Religion mehr, der Roma nicht angehören würden. Neben den großen Religionsgemeinschaften sind es vor allem die missionierenden evangelikalen Gruppen, die immer beliebter werden, weil sie sich oft für die Bildung und die Verbesserung der Lage der Roma engagieren, meint Kaser.

Esma wuchs in Šutka/Šuto Orizari auf, einem Stadtviertel am Rande Skopjes, das mit rund 30.000 Menschen die weltweit größte Roma-Bevölkerung zählt. Das Wachstum des Bezirks geht auf die Zeit nach dem großen Erdbeben des Jahres 1963 zurück, als Tito hier eine Roma-Gemeinde mit eigener Selbstverwaltung einrichten ließ. Dies zog viele Roma aus den südlichen Balkangebieten an. „Das ist ähnlich wie mit Saloniki (heute Thessaloniki) vom 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert, das die größte jüdische Gemeinde in Europa darstellte und daher für jüdische Zuwanderer sehr attraktiv war", ergänzt Kaser. Anders als Saloniki aber erfuhr Šutka keinen wirtschaftlichen Aufschwung, was eine große Abwanderung der BewohnerInnen aus diesem Viertel besonders in Richtung Deutschland zur Folge hatte.

Humanitäres Werk

Für die Verbesserung der Situation und Anerkennung der Roma engagierte sich Esma ihr Leben lang. Zahlreiche Benefizkonzerte, die Unterstützung Romna-feministischer Anliegen, die Adoption von 48 jungen Roma, die heute alle MusikerInnen und SängerInnen sind, sowie ihre politischen Aktivitäten als Gemeinderätin von Skopje zeugen von einem unermüdlichen zivilen Engagement. Die offizielle Fertigstellung des langjährigen Projektes, ihr Haus in Skopje zu einem „Haus der Humanität und Museum der Roma-Musik" zu machen, konnte sie nicht mehr erleben. Aber auch ohne dieses hinterlässt Esma Redžepova starke Spuren, die in Zeiten größerer Migrationsbewegungen und steigender Fremdenfeindlichkeit Vorbildfunktion haben können. *nu*

Überblick zum aktuellen Stand der Roma-Geschichtsforschung:
www.rombase-unigraz.at und
www.romafacts.uni-graz.at

© PETER RIGAUD

Die bucharische Community – das neue jüdische Zentrum Wiens

VON MARTIN ENGELBERG

Vom aschkenasisch (europäisch)-jüdischen Teil der Wiener jüdischen Gemeinde weitgehend unbemerkt, hat sich in Wien ein blühendes Leben des sephardischen (orientalischen) Judentums entwickelt. Diese Community hat eine beachtliche Infrastruktur entwickelt. Damit haben sich die Sepharden auch zahlenmäßig zum wesentlichen Faktor der Gemeinde entwickelt. Dies wird auch das Bild der Kultusgemeinde ändern.

Die ersten Auswanderer aus der damaligen Sowjetunion ließen sich in den 1970er-Jahren in Wien nieder. Sie wurden von den hier ansässigen Juden sehr kritisch beäugt. Waren doch einige dieser Emigranten deshalb von Israel wieder nach Wien gekommen, um hier eine Rückreiseerlaubnis in die Sowjetunion zu erlangen. Einzelne demonstrierten sogar vor der sowjetischen Botschaft dafür. Die Bilder gingen um die Welt. Große Freude hatte damit niemand. Doch nach und nach kamen immer mehr dieser Menschen nach Wien, um sich hier niederzulassen und sich eine Existenz aufzubauen. Der größere Teil von ihnen waren die sogenannten bucharischen Juden. Sie stammen hauptsächlich aus den heute unabhängigen Republiken Usbekistan und Tadschikistan. Dazu kamen noch die Juden aus Georgien und als kleinster Teil die sogenannten Bergjuden – sie hatten in den kaukasischen Republiken gelebt.

Ausgestattet mit reichen, jahrtausendealten jüdischen Traditionen, auch einer eigenen Sprache, fanden sie in den bestehenden Einrichtungen der jüdischen Gemeinde in Wien keine Heimat. Erst als die Lubawitscher (chassidische Gruppe, welche Juden in der ganzen Welt zu einem traditionellen jüdischen Leben verhilft) sich der Bucharen in Wien annahm, entstanden die ersten Bethäuser und Gemeindezentren und begann auch die Kultusgemeinde diese zu unterstützen.

Heute bildet die sephardische Community an Bucharen, Georgiern und Kaukasiern zahlenmäßig bereits ein Drittel bis 40 Prozent der jüdischen Gemeinde Wiens. Unter den bis zu 18-Jährigen stellen sie bereits die Mehrheit. Anders als die russischen Juden in Deutschland, die vornehmlich aus dem europäischen Teil der Sowjetunion stammen und weitgehend assimiliert waren, sind die Sepharden immer sehr traditionell-jüdisch geblieben. Und dieses Leben haben sie auch in Wien wieder aufgebaut: Es gibt ein halbes Dutzend Synagogen und Bethäuser, die auch Gemeindezentren sind, in denen nicht nur gebetet wird, sondern auch Schiurim (religiöse Lehrstunden) gegeben werden und die auch ein soziales Umfeld insgesamt anbieten. Dementsprechend lebendig und gut besucht sind diese Zentren. Auch die bestehenden jüdischen Schulen Wiens werden heute überwiegend von Kindern der sephardischen Gemeinde besucht, die darüber hinaus auch in eigenen Jugendorganisationen betreut werden. Dazu gibt es noch eine Vielzahl an unterschiedlichsten koscheren Restaurants, Geschäften und sonstiger Infrastruktur, die aber inzwischen nicht nur von den Sepharden, sondern auch von aschkenasischen Juden genutzt werden.

Der Schwerpunkt der jüdischen Gemeinde Wiens hat sich heute also wieder deutlich auf die „Mazzesinsel“ (2. und 20. Gemeindebezirk) verschoben, wo die meisten Bucharen, Georgier und Kaukasier leben. Dieser Trend bleibt auch nicht ohne Auswirkung auf die Kultusgemeinde. War die bucharische Liste bereits bei den letzten Wahlen die zweitstärkste Partei, so ist sie nun drauf und dran, bei der nächsten Wahl im November 2017 zur stimmenstärksten Gruppe zu werden. In diesem Licht ist auch der gegenwärtige Streit um die Senkung des Wahlalters von 18 auf 16 Jahre zu verstehen: Dieser Schritt würde die Repräsentanz der bucharischen Community in der Kultusgemeinde wohl noch weiter stärken. Ein Gedanke, welcher der derzeitigen Gemeindeführung gar nicht behagt.

Die Antwort muss jedoch eine andere sein: Auch wenn die unterschiedlichen Communities innerhalb der jüdischen Gemeinde unterschiedliche Traditionen und auch Interessen haben, gälte es zugleich, das gemeinsame jüdische Gemeindewohl zu bewahren. Vor allem auch die gemeinschaftliche politische Vertretung der Juden durch die Kultusgemeinde muss gewahrt bleiben. Andererseits wird es – nicht ganz zu Unrecht – auch um eine gerechtere Verteilung der finanziellen Mittel der Gemeinde gehen – hin zu jenem Teil der Gemeinde, wo die größeren Aktivitäten stattfinden. Jedenfalls: Die jüdische Gemeinde Wiens geht neuen Zeiten entgegen. *nu*

Vor 15 Jahren im nu

Warum wir wurden und wie wir waren

VON PETER MENASSE

Wenn die Zeiten dramatisch und traurig sind, mag es falsch sein, Witze zu machen. Aber was bleibt einem denn, wenn die Zeiten derart schlecht sind, dass Witze nicht mehr angebracht sind? Es bleibt einem nur, einen Witz zu erzählen. So erging es wohl auch Eldad Beck im März 2002, als er für **NU** 7 einen Beitrag über die „Zeit der Desillusion" in Israel schrieb. Seine ausführliche kommentierende Analyse beschrieb die Situation rund 18 Monate nach Ausbruch der zweiten Intifada. Ariel Sharon, der im Jahr 2001 die Wahlen mit dem Slogan „Sharon wird Frieden bringen" gewonnen hatte, hätte sein Versprechen nicht wahrmachen können. Israel sei, so Beck, in einer der schwersten Krisen seit seiner Gründung. Vieles, was er über die sich verändernde Parteienlandschaft in Israel schrieb, der Aufstieg der Rechten und das Versagen der Mitte-Links-Parteien, bestimmt die Lage im Land bis heute. Er schloss seinen beeindruckenden, bis heute lesenswerten Beitrag mit einer Geschichte, die auf die Zeit vor dem Sechstagekrieg zurückgeht. Damals habe man auf dem Ben-Gurion-Flughafen in Tel Aviv ein Schild aufgehängt, auf dem zu lesen stand: „Der letzte, der das Land verlässt, soll bitte das Licht ausschalten." 15 Jahre später stimmt der Witz irgendwie immer noch. Man würde sich wünschen, es gäbe mal weniger dramatische Zeiten.

Erwin Javor befasste sich ebenfalls mit der Situation in Israel. Er suchte die Verantwortung vor allem auf Seiten der Palästinenser, die aus dem unilateralen Abzug der israelischen Armee aus dem Südlibanon die Schlussforderung zögen, dass man auch ohne Kompromisse die Juden mit Gewalt aus den besetzten Gebieten vertreiben könne.

Werner Hanak und Eva Menasse interviewten im Heft 7 Rabbi Jacob I. Biderman. Ursprünglich sollte es im Gespräch um die Situation der Juden in Wien gehen, doch wegen der Dramatik wollte Biderman dann auch über die Lage im Nahen Osten reden. Er plädierte unter anderem für einen „Marshall-Plan" für die Flüchtlinge. Es würde nämlich immer die arme Zivilbevölkerung, sei es die palästinensische oder die israelische, leiden, und das müsse ein Ende haben.

Der viel zu früh verstorbene Klaus Zellhofer, an den wir mit großer Trauer denken, besprach eine wissenschaftliche Arbeit der Universität Jerusalem, die antisemitische Konnotationen im Sprachschatz von Jörg Haider aufdeckte.

Auf einer Grußadresse der Grünen zu Pessach prangte das Bild ihres damaligen Parteichefs. Es war das ein vollbärtiger, jugendlich aussehender Universitätsprofessor namens Alexander Van der Bellen.

Schließlich problematisierte ich in meinem Kommentar, dass viele von der IKG abhängige Menschen, anscheinend aus Angst vor Konsequenzen, unserem Magazin das Gespräch verweigerten. Die feindselige Haltung der IKG-Spitze zieht sich bis heute durch. Wir lächeln seit 15 Jahren darüber wie alte weise Buddhas. *nu*

Leserbriefe

Leserbriefe zu Ausgabe 65 und 66

Danke, Herr Menasse,

für den Artikel „Nicht mein Präsident". Sie haben die psychosozialen Hintergründe mit Schmäh auf den Punkt gebracht und mir so geholfen, in den Zeiten der Wiederwahlen der Hoffnungslosigkeit die Stirn zu bieten. Somit war ich voll und ganz vorbereitet, dem Präsidenten die Gefolgschaft zu verweigern, aber freue mich jetzt, das doch nicht tun zu müssen.

Mit freundlichen Grüßen,

Barbara Erber
Department of Dance and Performing Arts
University of Chichester, UK

Zur reichhaltigen und wahrlich lesenswerten NU Ausgabe 66/2016: Der Leitartikel „Die Vertreibung von König Salomo" ist ein journalistisches Meisterstück. Er informiert, erläutert und deckt (fast alle) Hintergründe auf. Ich würde mir wünschen, dass österreichische Medien die bewegenden politischen Ereignisse, Entscheidungen, Positionen stets in ähnlicher Weise aufgreifen, fasslich analysieren und ihr Spektrum kommentieren; der Leitartikel wäre Beispiel und Anlass für eine medienphilosophische Diskussion.

Raoul Kneucker

Autorinnen und Autoren

Ferdinand Altenburg
ist Zivildiener und schreibt für **NU**.

Katrin Diehl
ist nach ein paar Semestern an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg nach München an die Deutsche Journalistenschule gewechselt. Seitdem lebt sie dort und ist als freie Journalistin tätig.

Rachel Engelberg
studiert Arts and Entertainment Management sowie Art an der Pace University in New York und fotografiert.

Anita Haviv-Horiner
In Wien geboren, 1979 Einwanderung nach Israel. Bildungsexpertin mit Schwerpunkt deutsch-israelischer Dialog.

Charles Lewinsky
ist Schriftsteller. Sein jüngster Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.
Ruth Lewinsky
begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin. Sie veröffentlichte 2011 einen ersten Gedichtband.

Samuel Mago
Der Linguistik-Student ist in Budapest geboren und hat jüdische und Roma-Wurzeln.
Er ist freier Journalist und engagiert sich als Roma-Aktivist im Verein Romano Centro.

Felix Michler
ist Zivildiener und lebt zurzeit in Jerusalem.

Milagros Martínez-Flener
wurde in Lima geboren, wo sie Geschichte studierte. 1991 kam sie nach Wien und schloss ihr Doktoratsstudium in Geschichte hier ab. Auch den Lehrgang für Pressefotografie absolvierte sie in Wien.

Efraim Moskovics
beschäftigt sich mit Kunst- und Porträt Fotografie. Seine Fotos zeigen religiöse Motive aus heutiger Sicht. Lebt in Wien und Jerusalem.

Rainer Nowak
Der Herausgeber und Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* ist ständiger **NU**-Mitarbeiter.

Alexandra Popescu
ist Absolventin der Publizistik und Kommunikationswissenschaft. Im Rahmen ihrer publizistischen Tätigkeiten setzt sie sich u.a. mit der Darstellung des Holocausts in aktuellen rumänischen Geschichtsschulbüchern auseinander.

Martin Rummel
Der Cellist ist international als Solist und Kammermusiker tätig. Als leidenschaftlicher Musikvermittler ist er Eigentümer und Mastermind von „paladino media".

Ida Salamon
Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring, Marketing und Veranstaltungsmanagement tätig.

Danielle Spera
Das **NU**-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.

Michaela Spiegel
Die **NU**-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.

Anatol Vitouch
ist Schachmeister und Absolvent der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE".

René Wachtel
lebt in Wien und ist Kultusrat für CHAJ-Jüdisches Leben in der IKG.

Lukas Wieselberg
ist Wissenschaftsredakteur bei Ö1 und Leiter von science.ORF.at.

Zwischen Alaba-Allee und Wurstplatz

Rainer Nowak und _Peter Menasse_ haben sich im InterCont getroffen, um über Platzbenennungen, Politikermode und ihre eigene Fernseh-Tauglichkeit zu reden.

Nowak: Wir wollten uns in meiner neuen Lieblingskantine, dem IKI am Erste Bank Campus, treffen. Jetzt sitze ich mit dir unter lauter alten Leuten im InterCont an der Bar. Was ist los mit dir, warum hast du mich hierher bestellt? Hast du zu viel von der 60er-Serie *Mad Men* gesehen?

Menasse: So heißen wir ja. Dass hier so viele alte Leute sitzen, entspringt der statistischen Logik. In Wien gibt es mehr alte als junge Leute. Daher haben wir Alte ja auch die meisten Wählerstimmen und bestimmen ganze Regierungen. Und außerdem ist das InterCont einfach echtes Stadtkulturerbe.

Nowak: Ich dachte, es wird endlich abgerissen, damit dein Eislaufverein endlich richtig zur Geltung kommt.

Menasse: Der Eislaufverein wird heuer 150 Jahre alt. Mehr Geltung geht gar nicht. Übrigens, jetzt will man den Heldenplatz umbenennen auf Platz der Republik, Platz der Demokratie oder so ähnlich. Das finde ich ziemlich fad, noch dazu, wo alle internationalen Anzeichen dafür sprechen, dass die Demokratie auf der ganzen Welt abgeschafft wird.

Nowak: Das mit dem Heldenplatz ist eine wirklich absurde Diskussion. Die sogenannten Helden stammen aus der Monarchie. Nur weil der Braunauer Parvenu und Massenmörder sich dort feiern ließ, darf man die frühere Geschichte nicht verschwinden lassen. Da müsste man ja auch München und Berlin umbenennen. Außerdem argumentiert Thomas Drozda unlogisch: Wenn er schon ein entsprechendes Zeichen setzen will, müsste er fordern, ihn Anti-Hitler-Platz zu nennen.

Menasse: Du nimmst das Leben heute aber ernst. Ich meinte ja nur, dass es bessere Namen gäbe. Zum Beispiel Alaba-Allee oder Marcel-Hirscher-Platz. Das würde die österreichische Identität viel besser treffen.

Nowak: Als Zeichen der Verbundenheit mit unserer großartigen Regierung und dem jeweiligen Messias, vulgo Regierungschef, könnte man ihn jede Legislaturperiode neu benennen: Jetzt Kern-Platz, dann vielleicht Kurz-Platz.

Menasse: Billige Namenswitze von dir. Ich bin enttäuscht.

Nowak: Einer geht noch: Wir benennen ihn zu Ehren Conchitas um. Was könnte typischer für Wien sein als Wurstplatz?

Menasse: Wenn schon nach Legislaturperioden, dann doch nach der Parteifarbe des Regierungschefs. Wir hätten dann endlich auch einen Roten Platz.

Nowak: Und dort steht dann ein schwarzer Block?

Menasse: Ja, du hast recht. Keine gute Idee. Schließlich könnte es sonst ja bald heißen blau-schwarzer Platz oder aber rot-grün-pinker Platz.

Nowak: Deine Fantasie ist schon sehr ausschweifend. Wobei Kern ein Regenbogen-Platz sicher gefallen würde. Mit vielen Bäumen, die Matthias Strolz umarmen kann, und einem dem Speakers Corner nachempfundenen Foto-Corner für den Kanzler. Und für die Grünen …

Menasse: … reichen ein paar Fahrradständer.

Nowak: Und schöne große Aschenbecher für den Präsidenten.

Menasse: Es tauchen in letzter Zeit weltweit immer mehr Populisten auf. Welcher ist denn dein Liebling aus dieser Liste des Schreckens?

Nowak: Jörg Haider, der lebt nicht mehr. Und deiner?

Menasse: Bei mir führt Kim Jong-un. Der trägt die schönsten Pyjamas.

Nowak: Ha! Du willst ernsthaft über Populismus und Mode mit mir diskutieren. Dann sind wir aber gleich bei deinen schicken Salonsozialisten, Kern, Trudeau, Macron. Das sind die neuen Slimfit-Sozialdemokraten, die keine Kleidergröße zu viel haben.

Menasse: Irgendetwas muss ja die Sozialdemokraten und die Konservativen voneinander unterscheiden. Die einen haben zu wenig, wovon die anderen zu viel haben, zumindest beim Körpergewicht. In ihrer Politik ist ja nicht viel Unterschied zu erkennen.

Nowak: Da tust du Sebastian Kurz aber unrecht, oder auch Frau Sophie Karmasin.

Menasse: Du hast ja auch die Gewichtigkeit von Minister Doskozil nicht genannt. Übrigens, hast du gehört? – Der ORF hat sich die Ausstrahlungsrechte für den Villacher Fasching bis 2022 gesichert. Ich nehme an, das freut dich sehr.

Nowak: Du meinst, ich soll mich freuen, wenn der ORF noch mehr Geld ausgibt, das er nicht hat. So zynisch wie du bin ich nicht. Außerdem bist du nur neidig, dass Dajgezzen keinen ORF-Sendeplatz bekommen hat.

Menasse: Wir waren doch ohnehin in einem Massenmedium präsent. Was glaubst du, wie viele Menschen unser Dajgezzen auf Okto gesehen haben.

Nowak: Ich weiß es: du und deine Frau. Meine hat verweigert.

Menasse: Das liegt möglicherweise an dir und nicht am Sender.

Nowak: Dünnes Eis, Menasse. Uns ist doch auch heute eine ziemliche Meisterleistung gelungen. Wir wollten lustig sein und haben dennoch kein einziges Mal seinen Namen verwendet.

Menasse: Trump, Trump, Trump. *nu*

* Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.

P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Die älteste Tageszeitung der Welt ist jünger als je zuvor.

Sie mag mehr als 300 Jahre alt sein, aber dennoch steht die Wiener Zeitung für eine völlig neue Zeitungsgeneration. Denn ein in Österreich einmaliges ressortübergreifendes Redaktionskonzept in Verbindung mit einer der jüngsten Redaktionen machen die älteste Tageszeitung der Welt zugleich zu einer der jüngsten und innovativsten des Landes. Überzeugen Sie sich selbst. Testen Sie die Wiener Zeitung jetzt 4 Wochen gratis.

www.wienerzeitung.at/abo

WIENER ZEITUNG

Zusammenhänge verstehen